

Gustav Feichtinger

Das Schwert der Götter

von Rolf Shark

Inhaltsverzeichnis

1 Ein unglaublicher Fund.....	2
2 Der Brief aus der Vergangenheit.....	7
3 Die Expedition in die Kordilleren.....	11
4 Der Grüne Indianer.....	14
5 Im Gewittersturm.....	17
6 Die zerrissene Brücke.....	21
7 Das Gespenst aus dem Sarg.....	24
8 In der verlorenen Stadt.....	28
9 Das verhängnisvolle Beben.....	33
10 Im Reich der Angst.....	37
11 Manauia.....	44
12 Abenteuer in Pomacochas.....	51
13 Der Überfall der Chimalli.....	56
14 Terramoto ... !.....	63
15 Entwischt.....	68
16 In Fels und Eis.....	73
17 Im Haus des Condors.....	78
18 Das Schwert der Götter.....	82
19 Überrumpelt ...!.....	86
20 Das große Beben.....	91
21 In den Tod geschickt.....	95

22Der tanzende Tod.....	99
23Das Geheimnis der Stele.....	105

1 Ein unglaublicher Fund

Die Geschichte, die ich hier erzählen will, hat sich tatsächlich ereignet – so unwahrscheinlich sie auch klingen mag. Ich habe nichts Wesentliches weggelassen und auch nichts Erfundenes hinzugefügt.

Manche Ereignisse, über die ich berichte, sind in meiner Erinnerung verblasst. Andere Geschehnisse hingegen haben sich im Laufe der Jahrzehnte, die seither verstrichen sind, immer tiefer in mein Gedächtnis eingegraben.

Ich habe das Schwert aus einer anderen Welt in meinen Händen gehalten. Wenn es auch nur kurze Zeit in unserem Besitz war, so erinnere ich mich heute noch an seinen glatten Griff in meiner Hand und sehe das Funkeln der Klinge vor mir.

Ich habe damals bemerkenswerte Menschen getroffen. Manuel, der Grüne Indianer symbolisiert für mich die hohe Stufe der Kultur, die Südamerika schon früh – früher als bis vor kurzem noch geglaubt – erreicht hatte. Ob er noch unter den Lebenden weilt? Zweifelhaft, denn er war zur Zeit der Ereignisse, die ich schildern werde, nicht mehr jung gewesen.

Und dann Manauia, die trotz ihrer Jugend so wissend war und deren Schicksal uns tief bewegt hat.

Auf unserer Expedition in die Kordillere Perus haben wir abgelegene Bergregionen und Landschaften von wilder, spektakulärer Schönheit kennengelernt. Worte genügen nicht, um dies treffend zu beschreiben, und können nur einen schwachen Abglanz der Realität vermitteln.

Neben diesen unvergesslichen Eindrücken sind die Gefahren und erlittenen Strapazen in der Erinnerung verblasst. Mehrmals sind wir bedrohlichen

Situationen und Todesgefahren nur knapp entgangen. Die starken Erdbeben, die Peru in den frühen Fünfzigerjahren des vorigen Jahrhunderts erschütterten, haben Verlauf und Ausgang unserer Expedition maßgeblich bestimmt.

Hoch in den Kordillern sind wir zu Bauwerken gelangt, welche Jahrhunderte vor den Inka-Indianern errichtet worden waren. In den Gletscherregionen haben wir Grabkammern erforscht, die seit damals nicht mehr betreten wurden.

Genug der einleitenden Worte. Bob Barring und ich hatten uns nach unseren Abenteuern im Dach der Welt¹ getrennt. Während er in seiner Heimatstadt London zu tun hatte, war ich zu einem wohlverdienten Urlaub nach Österreich gefahren. Damals wie heute gab es für mich nichts Schöneres als Wanderungen in den Bergen meiner Heimat zu unternehmen. Auch einige Klettertouren standen auf dem Programm.

Ich hatte mich eben daran gewöhnt, die Freiheit und Stille der Berge zu genießen, als mich eine Nachricht von Bob erreichte. „Telegramm für Mister Rolf Shark“, verkündete eines Morgens der Wirt meiner Berghütte. Aus meiner Anmeldung war ihm auch mein zweiter Name bekannt. Dieser war mir von Bob anlässlich eines Südsee-Abenteuers verpasst worden und diente mir auch als Pseudonym für meine schriftstellerischen Bemühungen.

Neugierig öffnete ich die Nachricht. Sie enthielt folgenden Text:

Dear Rolf: Sensationsfund in Peru erfordert Urlaubsabbruch – stop – planen Expedition in die Anden Perus – stop – Treffen uns in Lima – stop – dringender Anruf erforderlich – stop – Bob.

Etwas wehmütig packte ich meine Siebensachen. Aber wenn Bob rief, gab es für mich kein Halten. Der Urlaub war vorbei, aber die paar schönen Tage in den Heimatbergen konnte mir niemand nehmen. Die Kletterausflüge mochten als Training gelten, für Touren die wir bald in höheren Bergregionen zu absolvieren hatten.

Ein Telefongespräch mit meinem Freund förderte folgendes zu Tage:

1

Siehe die Tibet-Serie der „Welt der Abenteurer“, Bob Barring, Nr. 50-52.

Bob war erst wenige Tage in London, als ihn ein Anruf von seiner Zeitung erreichte. Für die wenigen, die es nicht wissen: Bob Barring ist Reporter einer großen nord-amerikanischen Zeitung. Wenn es irgendwo auf der Welt etwas Sensationelles zu berichten gibt, wird er dorthin geschickt um darüber zu schreiben. Als Beispiel sei unsere Expedition in die Arktis erwähnt, auf der wir mit Schlittenhunden den Nordpol erreicht hatten².

Nun hatte der Boss von Bobs Zeitung meinen Freund in die Redaktion nach New York beordert. Die Sache war ebenso sensationell wie dringlich. Grabräuber hatten in Nordperu einen Dolch gefunden und illegal an einen reichen Kunstsammler in den Vereinigten Staaten verkauft. Bei näherer Prüfung stellte sich heraus, dass der Gegenstand aus einem unbekanntem Material bestand, welches völlig ungewöhnliche Eigenschaften aufwies. Dieses war offenbar von einer derartigen Härte, dass man nicht nur Stahl damit schneiden, sondern sogar Diamanten ritzen konnte. Die amerikanische Regierung bekam von der Sache Wind und beschlagnahmte den außergewöhnlichen Dolch. Eine genaue Untersuchung schien mehr offene Fragen als Antworten zu ergeben. Die enorme Konsistenz des Metalls war für Physiker und Chemiker rätselhaft. In der Sensationspresse wurde bereits von einem neuen Element spekuliert. Die Erkenntnisse der Materialwissenschaft würden wohl revolutioniert werden müssen.

Die Behörden erkannten bald die enormen Möglichkeiten für viele Industriesparten und – natürlich – für militärische Anwendungen. Eine totale Nachrichtensperre wurde verhängt. Doch schon zuvor waren vage Informationen über das seltsame Ding durchgesickert. Zeitungen hatten über die Beschlagnahme des Dolches und über die Verhaftung des Grabräubers berichtet. Die Verweigerung von Informationen durch die US-Regierung fachte die Gerüchteküche zusätzlich an. Die peruanische Regierung forderte die Rückgabe des Gegenstandes, die Nord-Amerikaner wollten die Sachlage erst prüfen und verfolgten eine Hinhaltenaktik.

Für Bobs Zeitung war die Story ein gefundenes Fressen. Er schlug die Ausrüstung einer kleinen Expedition vor, die unter Bobs Leitung in die peruanischen Anden aufbrechen sollte. Ziel war zunächst jenes Grab, aus dem die

2

Siehe Bob Barring, Nr. 37-40.

Huaqueros³ den Dolch entwendet hatten. Der Boss verfügte über Kontakte zu höchsten Stellen, die ihm Informationen über die Lage dieser Fundstelle lieferten. Eigentlicher Zweck war das Auffinden eines zweiten Gegenstandes aus dem sensationellen Material. Und wenn dabei über interessante Begebenheiten berichtet werden konnte – von solchen Stories lebte Bobs Wochenblatt.

Entscheidend war die Schnelligkeit, mit der wir vor Ort eintreffen würden. Ein derartiger Fund würde naturgemäß dunkle Elemente auf den Plan rufen, die an der Sache mitzunaschen gedachten.

Meine Reisevorbereitungen nahmen wenig Zeit in Anspruch. Seit ich Bobs Begleiter war, hatte ich mich an schnelles Abreisen gewöhnt. Vor ein paar Jahren war ich mit Bob Barring zum ersten Mal in Südamerika gewesen. Damals hatten wir den südlichen Teil des Kontinents bereist und eine Reihe von Abenteuern in Gran Chaco zu bestehen gehabt⁴. Jetzt ging es in eine ganz andere Gegend dieses so vielfältigen Erdteils.

Ich freute mich, wieder nach Südamerika zu kommen. Seit meiner Kindheit hatte es mir dieser Kontinent angetan wie kein anderer. Vermutlich war ich durch meinen Vater beeinflusst, der für zwölf Jahre dorthin ausgewandert war. Ich erinnere mich noch gut daran, als er nach seiner Rückkehr – damals mochte ich etwa sechs Jahre alt gewesen sein – eine in Buchform steif angefertigte Landkarte entfaltete, und mir Kap Horn, den Amazonas und das peruanische Hochland zeigte. Mit den Geschichten, die er dazu erzählte, wurde mein Fernweh nach dieser Weltengegend erweckt.

Bobs Zeitung schickte mir per Expresspost ein Flugticket für New York, wo ich mit Bob zusammentraf. Gemeinsam flogen wir dann weiter nach Lima, der Hauptstadt Perus. Damals waren die Flugverbindungen noch nicht so dicht wie heute, und wir mussten einen Umweg über Rio de Janeiro in Kauf nehmen.

In Lima hatte Bobs Zeitung für uns Zimmer in einer Pension reserviert. Eigentlich lag unsere Unterkunft gar nicht in Lima selbst, sondern in Miraflores, einem noblen Vorort, in dem hauptsächlich die Oberschicht und Ausländer

3

Huaqueros (spanisch) Grabräuber.

4

Siehe die Südamerika-Serie der „Welt der Abenteuer“, Bob Barring, Nr. 17-24.

wohnten. Unsere Pension lag inmitten eines Gartens an der Steilküste des Pazifischen Ozeans. 80 Meter vor uns rollten gewaltige Wogen auf uns zu und brachen sich am Strand. Das nächste Land, die Inselgruppen der Tuamotus und der Marquesas, lagen etwa 6000 Kilometer weit im Westen. Eine beeindruckende Vorstellung, die unermessliche Weite der Wasserwüste, kam es mir in den Sinn, als ich in die untergehende Sonne sah, die ihre schimmernde Straße im Meer zog. Hätten wir damals geahnt, dass wir in nicht allzu ferner Zukunft diesen Weg nehmen würden ...

Das Zentrum von Lima besticht durch seine Kolonialarchitektur. Jahrhunderte lang war sie die bedeutendste Stadt des spanischen Weltreiches in Amerika gewesen, die *„Ciudad de los Reyes“*, die Stadt der spanischen Vizekönige. Eine ganze Reihe prächtiger Paläste und Kirchen schmückten die Hauptstadt Perus. Besonders beeindruckend fand ich die reichhaltigen Barockfassaden der Kirchen, allen voran jene des San Francisco-Klosters und der Augustiner-Kirche.

Bob hatte eine Reihe von Behördengängen zu absolvieren. Aufgrund der Verbindungen von Bobs Zeitung wurde er dabei vom Sekretär der amerikanischen Botschaft tatkräftig unterstützt. Trotzdem war mehr als eine Woche nötig, um alle Formalitäten zur Vorbereitung der geplanten Expedition zu erledigen und um die nötigen Dokumente und Passierscheine zu erlangen. Ohne Unterstützung seitens der Nordamerikaner hätte es wohl um einiges länger gedauert und wäre sicherlich auch teurer gewesen.

Ich war inzwischen mit der Zusammenstellung der Expeditionsausrüstung schwer beschäftigt. Vieles wurde als Luftfracht aus New York geliefert, einiges war nur vor Ort zu besorgen.

Große Unterstützung erhielt ich dabei von Miguel Contador, einem peruanischen Bergführer. Seine Erfahrungen mit einer Reihe von Expeditionen in verschiedene Andenregionen erwiesen sich als überaus wertvoll. Miguel war drahtig und über 1,80 Meter groß – außergewöhnlich für einen Peruaner, die im Durchschnitt eher klein gewachsen sind. Beim Klettern war dies gewiß von Vorteil, da er die Stellen besser ausgreifen konnte. Er war von der Bergsonne braun, fast schwarz gebrannt. Miguel zeigte sich im Verlauf unseres Unternehmens als stets umsichtiger und mutiger Führer durch die nicht einfach zu bereisenden Gegenden – wenn ich dies mit Untertreibung einmal so ausdrücke.

Miguel zeigte sich besorgt: „Ein Problem, das ich sehe, ist die *Soroche*, die Höhenkrankheit. Wir dringen in über 5000 Meter hohe Regionen vor. Dazu braucht man Wochen, zumindest aber Tage der Anpassung, um den Organismus auf den geringen Sauerstoffgehalt der Luft in diesen Höhenlagen einzustellen. Diese Zeit haben wir aber nicht, wie mir Mr. Barring klar gemacht hat ...“

Ein weiterer Expeditionsteilnehmer war Pierre Roullé, ein Neffe von Professor Roullé, der mit uns seinerzeit so manche Abenteuer in Frankreich und Nordafrika bestanden hatte⁵. Ebenso wie sein Onkel war er Archäologe. Seine Spezialgebiete waren Inka- und Vorinka-Kulturen. Später stellte sich heraus, dass er auch mit dem polynesischen Kulturkreis vertraut war, was sich gegen Ende unseres Unternehmens als großer Vorteil erwies. Pierre war schlank, blond, und an die vierzig, wirkte aber mit seiner unkomplizierten Art viel jünger. Er kam eben von einem Forschungsaufenthalt aus Bolivien zurück, war also an die Höhe gewöhnt.

2 Der Brief aus der Vergangenheit

Nach ein paar Tagen intensiven Vorbereitungsarbeiten in Lima war ich abends rechtschaffen müde. Eben wollte ich mich Schlafen legen, als es ungestüm an meine Tür klopfte. Herein kam ein großgewachsener, schlanker, gut aussehender Mann so um die dreißig. Sein markantes Gesicht hatte jenen leicht diabolischen Ausdruck, den viele Frauen an Männern lieben. Er würde einen feinen Don Juan auf der Bühne abgeben, dachte ich mir unwillkürlich.

Trotz seinem ansprechenden Äußeren, kann ich nicht sagen, dass er mir übertrieben sympathisch war. War es die Eifersucht eines Geschlechtsgenossen auf einen attraktiven Mann?

Seine melodiose Stimme passte zur Erscheinung. „Sie müssen mich anhören, Señor Shark, ich bitte sie. Mein Name ist Juan Jimenez. Ich bin Amerikaner – America del Norte, mein Vater war Mexikaner, meine Mutter stammt aus Kalifornien“, fügte er hinzu, als er meinen fragenden Blick bemerkte. Sein Phänotyp war lateinamerikanisch, dunkler Teint, glatt zurückgekemmtes, dichtes

5

Siehe die Sahara-Serie der „Welt der Abenteuer“, Bob Barring, Nr. 1-12.

schwarzes Haar. Aber nicht von jener öligen Art, die man unter den Chicos manchmal findet.

„Ich bin Archäologe, der die Geschichte Lateinamerikas studiert – präkolumbianische Periode. Ich bin im Ausgrabungsgeschäft bewandert und möchte an Ihrer Expedition teilnehmen ...“, verlor der Ankömmling keine Zeit.

Ablehnender als es vielleicht nötig war, entgegnete ich: „Wir sind leider schon komplett. Sie haben sich umsonst bemüht. Buenos noches, Señor“. Ich erwartete seinen wütenden Protest, hatte mich aber getäuscht.

„Sie empfinden meine Art als aufdringlich“, entgegnete er ruhig. „Sie mögen recht haben – aber die Sache ist zu wichtig, um mit small talk zu beginnen. Wenn sie mich anhören, werden sie das verstehen“.

Seine Antwort gefiel mir. Ich bat ihn sich zu setzen: „Machen sie aber bitte kurz, ich habe einen schweren Tag hinter mir“.

„Ich bin nicht der geschwätzige Latino-Americano, für den sie mich halten mögen“, beruhigte er mich mit leisem Lächeln. „Hier meine Geschichte im Telegrammstil: Mir ist in der Bibliothek des Klosters San Francisco hier in Lima ein Brief in die Hände gefallen, in dem von einem Gegenstand die Rede ist, hinter dem auch sie her sind. Sie wissen, was ich meine“, zwinkerte er mir zu und setzte fort: „In dem an Diego Almagro gerichtetes Schreiben, welches aus dem Jahr 1533 datiert, ist von einem ‚Schwert der Götter‘ die Rede, mit dem man Stahl und sogar Stein spalten kann ...“

Das war allerdings eine Hammer-Story. Aber ob sie auch wahr war? „Können sie mir den Brief zeigen, Señor Jimenez?“, fragte ich interessiert.

„In diesen unsicheren Zeiten trage ich eine solche Kostbarkeit natürlich nicht umher“, entgegnete Jimenez leicht ironisch. „Ich werde ihn vorlegen, sobald meine Teilnahme an der Expedition gesichert ist. Ich kann Ihnen als Archäologe wertvolle Dienste leisten. Und ohne mich werdet ihr das Schwert nicht finden – der Brief enthält Informationen, wo wir zu suchen haben“.

Die Angelegenheit musste Bob Barring vorgetragen werden. Ich bat ihn, am nächsten Morgen wiederzukommen. Als wir dann mit Bob, Miguel und Pierre zusammentrafen, trug Juan Jimenez sein Anliegen abermals vor.

Bevor wir dann am Abend eine Entscheidung fällten, kam Bob zu mir ins Zimmer. „Ich habe über Jimenez Erkundigen eingezogen. Er ist hier wohlbekannt. Echter Archäologe ist er keiner – er scheint dies eher hobbymäßig betrieben zu haben. Er war auch an einigen Expeditionen beteiligt – näheres war darüber nicht in Erfahrung zu bringen. Im übrigen scheint er ein Frauenheld zu sein, kein Wunder bei seinem Aussehen. Wie es mit seiner Ehrlichkeit und Verlässlichkeit steht, lässt sich so schnell nicht feststellen“.

Um die Sache kurz zu machen: Bob, Pierre, Miguel und meine Wenigkeit waren angetreten, um über eine mögliche Teilnahme von Jimenez an unserem Unternehmen zu entscheiden. Wir einigten uns mit Jimenez, die Sache Zug um Zug anzugehen. Erst hatte er eine Abschrift von den entscheidenden Auszügen der Almagro-Briefe zu präsentieren, was er auch tat. Als wir uns zur Beratung zurückzogen, stockte uns bei der Lektüre zunächst der Atem.

Das Schreiben bezog sich auf die Gefangennahme des Inka-Herrschers Atahualpa durch Francisco Pizarro in Cajamarca. Daraus ging folgendes hervor: Als dem Conquistador das als Lösegeld herbeigeschaffte Gold immer noch zu wenig war, drohte er, den Inka hinzurichten. Da schaffte dessen Vasallen das Schwert mit den außergewöhnlichen Eigenschaften herbei. Pizarro hatte es aber nur kurze Zeit in seinem Besitz, da es noch in Cajamarca durch Indios entwendet wurde.

In den an den Heerführer Almagro geschickten Brief war von einer Festung in den Bergen süd-östlich von Cajamarca die Rede, wo das Schwert angeblich hingebraucht worden sei. Diego Almagro wurde dabei beschworen, sich auf die Suche nach dem Kultgegenstand zu machen.

„Eine historische Sensation, falls der Brief echt ist“, meinte Pierre Roullé begeistert. „Ob Almagro der Aufforderung gefolgt ist, entzieht sich unsere Kenntnis – vermutlich hat ihn das Vordringen nach dem Süden daran gehindert“.

„Die angeführte Gegend deckt sich in etwa mit der Region, in welcher der Dolch von den Huaqueros gefunden worden ist“, meinte Miguel, unser

Bergführer. „Natürlich handelt es sich um ein riesiges, teilweise noch unerforschtes Gebiet voller Urwald und den zerklüfteten Bergruinen der Kordilleren. Aber wir haben nun einen weiteren Hinweis, wo wir forschen sollen ...“

„Wie mag Jimenez wohl zu dem Brief gekommen sein?“ warf ich in die Diskussion ein. „Vermutlich aus der Klosterbibliothek von San Francisco entwendet“, entgegnete Bob. „Uns kann das egal sein – wenn es sich nur nicht um eine Fälschung handelt. Ich schlage vor, Juan Jimenez auf unsere Expedition mitzunehmen, falls er das Original vorlegt. Mit seinen Expeditions-Erfahrungen kann er uns nützlich sein. Und Pierre hat hoffentlich nichts dagegen, wenn ihn ein zweiter Archäologe unterstützt, auch wenn er nur ein Hobby-Ausgräber ist. Schließlich hoffe ich, dass der Almagro-Brief noch nähere Informationen über unser Ziel enthält“. Im letzten Punkt sollte sich Bob allerdings täuschen.

Als wir Juan Jimenez mitteilten, dass er aufgenommen werde, schien er nicht überrascht. „Ich hätte lieber eine eigene Expedition gestartet, aber das ist ein kostspieliger Spaß. Zu teuer für meine Verhältnisse. Bevor ich euch aber das Original des Briefes vorlege – sprechen wir über meine Beteiligung: Falls wir das Objekt unserer Begierde finden, möchte ich ein Viertel des erzielten Gewinns“.

Ich war starr vor dieser Frechheit und wollte scharf ablehnen. Doch Bob entgegnete ruhig: „Okay, mein Freund – mir ist klar, dass ihr Vorstoß nicht nur aus historischem Interesse und archäologischen Motiven geschieht. Sie sollen diese Prozente haben, falls wir das Ding verkaufen. Zuerst müssen wir es finden – und da hege ich gewisse Zweifel. Es ist wohl leichter, die berühmte Nadel im Heuhaufen zu entdecken, als den Platz in der Bergwildnis, die das Schwert birgt. Falls eine solche Stelle überhaupt existiert ...“

Jimenez zeigte sich zufrieden und übergab uns den Brief. Nach eingehender Prüfung befand es Roullé für echt. Ehrfürchtig ging das fünfhundert Jahre alte Pergament von Hand zu Hand. Da ich des Altspanischen nicht mächtig war, gab ich das kostbare Schriftstück bald weiter. Seine vollständige Übersetzung, die Pierre später präsentierte, erwies sich dann – wie bereits erwähnt – als eher enttäuschend. Die Ortsangabe der Festung, wo sich das Schwert möglicherweise befunden hatte, war sehr vage. Ob wir sie finden würden, war – gelinde formuliert

– sehr ungewiß. Und ob sich das Schwert nach so langer Zeit noch dort befand. Doch alles sollte ganz anders kommen ...

Nachdem wir uns getrennt hatten, sprach ich Bob darauf hin an, weshalb er Juan so leichtfertig seinen Anteil am möglichen Gewinn versprochen hatte. Und der entgegnete mit listigem Augenzwinkern: „Erstens haben wir das Schwert noch nicht. Zweitens, sollten wir es finden, verkauft wird es sicher nicht. Entweder kommt es ins Museum, oder es schnappt die Regierung. Weshalb sollten wir also jetzt darüber streiten“. Und damit hatte er natürlich recht.

3 Die Expedition in die Kordilleren

Nach ein paar weiteren Tagen waren unsere Vorbereitungen in Lima erledigt. Die Expeditionsausrüstung wurde auf zwei Camionetas⁶ verladen. Es ist kaum zu glauben, welche Utensilien da alle verstaut werden mussten. Zelte, Schlafsäcke, Ausrüstungsgegenstände, Waffen, Munition, Werkzeuge, Konserven, Benzinkocher und vieles andere noch. Wir selbst nahmen in einem klapprigen Bus Platz, durch dessen Tür und Fenster es wie in einem Vogelhaus zog. Mit zunehmender Höhe wurde es unangenehm kalt, da auch die Heizung im Auto nicht recht funktionierte.

Die Strecke nach Lima führte zunächst durch kahle Täler, in denen kaum Spuren von Vegetation zu sehen waren. Später nahm die Steigung zu. Unsere Wagen schraubten sich die Serpentina der steil berganführenden Straße hoch. Es war dunkel geworden. Einsame Lichter blinkten tief unter uns auf.

Dann hatten wir eine Reifenpanne. Von den Schneebergen wehte ein kalter Wind. Am tiefschwarzen Himmel stand abweisend der Mond. Schwere Lastwagen kamen uns entgegen, und wir mussten mehrere Male bis ganz nahe an den Rand der Straße fahren. In der Dunkelheit konnte man die Abgründe darunter nur ahnen.

„Die LKWs kommen aus Cerro de Pasco“, erklärte Miguel. „Diese Stadt am Dach Perus‘ liegt auf 4500 Meter und wird von der kapitalkräftigsten

6

Kleinere Lastkraftwagen.

Minengesellschaft Südamerikas beherrscht. Schon die Inka und die Spanier haben dort die reichen Silbervorräte ausgebeutet. Heute wird vor allem Vanadium geschürft“.

Über den Zustand der Wagen machte ich mir bald keine Illusionen mehr. Weitere Pannen bestätigten meine Befürchtungen. Gottlob funktionierten die Bremsen halbwegs, was bei den teils halsbrecherischen Routen lebensnotwendig war. Asphaltierte Straßen gab es nicht, meist waren die Pisten mit Schlaglöchern gespickt. Die Landschaft, die anfangs nahezu wüstenartigen Charakter besaß und dann in kahle Bergeinsamkeit überging, nahm später freundlicheren Charakter an. Unser vorläufiges Ziel war Pomabamba ein kleiner Ort am Fuße der Cordillera Central im nördlichen Peru.

Er liegt in etwa 2000 Meter Höhe an einem Seitenfluß des Rio Marañon. Letzterer ist Hauptquellfluß des Rio Solimoes. Dieser vereinigt sich bekanntlich bei Manaus mit dem Rio Negro um den Amazonas zu bilden. Trotz der Steilheit der Berghänge waren diese mit dichten Wäldern bedeckt. Die mit der Seehöhe wechselnde Vegetation beeindruckte mich sehr. Als Laie war ich mit den verschiedenen Baumarten nicht vertraut. Aber ihre Verschiedenheit von jenen im Tiefland des Gran Chaco⁷ war augenfällig.

Ab Pomabamba gab es keine Fahrstraßen mehr, und wir hatten auf Pferde und Maultiere als Transportmittel umzusteigen.

Unser Expeditionsteam war noch nicht vollständig. Wir benötigten zusätzlich einige Treiber für die Maultiere, die später auch als Träger fungieren konnten, sowie einen Koch. Einschließlich Miguel, Pierre, Juan, Enrique, Bob und mir bestand die Expedition aus elf Mann.

„Später stößt noch ein Zwölfter zu uns, der uns gemeinsam mit Miguel hinaufführen wird“, überraschte mich Bob vor unseren Abmarsch.

„Um wen handelt es sich?“ fragte ich interessiert. Ich hatte angenommen, dass wir schon vollzählig seien.

7

Siehe die Südamerika-Serie der „Welt der Abenteuer“, Bob Barring, Nr. 17-24.

„Laß Dich überraschen – du kennst ihn gut und schätzt ihn sehr“, schmunzelte Bob. Und Miguel fügte hinzu: „Diese Person kennt die Gegend noch besser als ich – ein unschätzbare Vorteil bei unserer Suche ...“

Ich war gespannt, wer denn da auftauchen mochte. Im Moment hatte ich keine blasse Ahnung wer es sein konnte. Bob meinte, eigentlich sollte dieser Jemand schon Vorort sein, aber sicherlich hätte er sich nicht grundlos verzögert. Da abgemacht war, nicht auf ihn zu warten, brachen wir auf. Da dem Unbekannten die Gegend so geläufig war, würde er schon wissen, wie er uns erreichen konnte.

Am Morgen des Tages vor der geplanten Abreise tauchte Miguel in unserer Herberge auf. Er schleppte einen Indio namens Enrique mit sich, von dem sich herausstellte, dass er der Bruder jenes Huaqueros war, der den Dolch gefunden hatte. Bekanntlich war dieser beim Verkauf verhaftet worden. Miguel versuchte von Enrique etwas über den Ort zu erfahren, an dem sein Bruder José den Dolch entwendet hatte. Vergebens – auch Drohungen, ihn wegen Beteiligung an Grabräubereien an die Polizei auszuliefern, schüchterten Enrique nicht ein. Bob erwies sich in dieser Angelegenheit als besserer Diplomat. Als er nämlich Enrique eine beträchtliche Belohnung in Aussicht stellte – dem Zeitungsboss war nichts zu teuer, um ans Schwert zu kommen – willigte dieser ein, die Expedition zum betreffenden Huaca⁸ zu führen. Damit war das erste Ziel der Expedition in Aussicht gestellt.

Der weitere Tagesverlauf wurde dann noch durch eine unangenehme Neuigkeit überschattet. In Pomabamba war die letzte Telegrafestation vor dem Beginn der Bergwildnis. Und hier erreichte uns – buchstäblich im letzten Moment vor unserem Aufbruch in die Wildnis – die Nachricht von Bobs Zeitung, dass wir Konkurrenz bekommen würden. Jener Millionär, dem der Dolch bald nach dem illegalen Verkauf wieder abgenommen worden war, hatte eine eigene Expedition ausgerüstet. Da nicht damit zu rechnen war, dass die amerikanischen Behörden den beschlagnahmten Gegenstand wieder herausgeben würden, trachtete der Sammler ein ähnliches Objekt in Peru zu finden. Dafür hatte er einen Abenteurer namens Tex Baxter engagiert. Von Baxter war bekannt, dass er alles beschaffen konnte wenn der Preis nur stimmte. Seine nicht gesetzestreu, brutalen Methoden hatten ihm einen zweifelhaften Ruf eingebracht. Als erster war es Baxter gelungen, den Huaquero José von den amerikanischen Behörden zu entführen.

8

Huaca (Quechua) Objekt der Verehrung, Begräbnisstätte, Tempel (im übertragenem Sinn).

Der Bruder von Enrique würde ihnen die Orientierung in der Bergregion erleichtern. Und – was das Schlimmste für uns war: die Expedition hatte Lima bereits vor unserer Ankunft verlassen.

„Auch das noch“, seufzte Bob. „Wir müssen uns doppelt sputen – ich möchte eine Auseinandersetzung mit diesen Leuten tunlichst aus dem Wege gehen“.

4 Der Grüne Indianer

Der erste Tag auf dem Rücken der Ponys war hart. Wir bewegten uns durch den dampfenden Dschungel und waren schon mittags so erschöpft, dass wir eine längere Rast einlegen mussten.

Am Spätnachmittag erreichten wir eine Lichtung, an deren Rand eine halbverfallene Holzhütte stand. Da die Dämmerung nicht mehr lange auf sich warten lassen würde und nahe vom Berghang ein Bach zu Tal murmelte, entschlossen wir uns hier zu lagern.

Seit dem Betreten der Lichtung befand ich mich in einer eigenartigen Stimmung. Mir war, als kannte ich die Gegend. Die Lichtung, das hohe Gras darauf, die Silhouette der Bäume im Abendlicht, die Hütte – war mir das alles nicht schon einmal begegnet, vor langer Zeit – aber wo?

Nach dem Abkochen krochen wir bald in unsere Zelte. Wir hatten sie hauptsächlich aufgestellt, um uns vor Ungeziefer zu schützen. In der Hütte waren wir vor Skorpione und Schlangen nicht sicher.

Schlangen – das war der letzte Gedanke vorm Einschlafen. Und dann träumte ich auch noch von sich windenden Schlangenleibern. Ich erwachte schweißgebadet. Ein Blick auf die Leuchtziffern meiner Uhr – Mitternacht. Ich trat ins Freie.

Die Lichtung lag hell im Mondschein vor mir. Der tief im Westen stehende Mond bildete einen nach unten gewölbten Halbkreis, der nach oben hin horizontal abgeschnitten war. Erstes Viertel, fast am Äquator, etwa 8 Grad südlicher Breite – ging es mir schlaftrunken durch den Sinn.

Dummer Traum von den Schlangen, sinnierte ich schlaftrunken weiter. Die Silhouette der Hütte stand schwarz und geheimnisvoll vor mir. Langsam schritt ich weiter.

Plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Die Szenerie erinnerte mich an die Lichtung, auf der sich in einer Vollmondnacht hunderte Schlangen paarten. Ich erinnerte mich an ein seltsames Abenteuer, das wir vor ein paar Jahren in Gran Chaco zu bestehen hatten⁹. Schlagartig kam mir auch Manuel, der Grüne Indianer, in den Sinn, der uns damals mit seinem Flötenspiel gerettet hatte.

Der Grüne Indianer! Wir hatten ihn auf einer Fahrt mit dem Raddampfer am Rio Paraná getroffen¹⁰. Ich erinnere mich an seine überraschend hellen Hautfarbe, sein schlohweißes Haar, das jedoch keine Rückschlüsse auf sein Alter zuließ. Über seiner Nasenwurzel trug er einen kleinen grünen Kreis. Seine bemerkenswerten Fähigkeiten, die auch ins Okkulte reichten, hatten uns seinerzeit aus manchen Gefahren geholfen. Weshalb hatte ich mich nicht schon bei den Reisevorbereitungen an ihn erinnert? Hatte er uns nicht gegen Ende unseres Trips durch die Wälder des Gran Chaco angedeutet, dass er aus dem peruanischen Hochland sei und von den Inka abstamme?

Ohne bei diesen Gedanken auf meine Schritte zu achten, war ich bei der verfallenen Hütte angelangt. Ich vernahm einen leisen Laut und erschrak. Wenn ich auf eine Giftschlange trat?

„Du brauchst Dich nicht vor Schlangen zu fürchten. Beim halben Mond bleiben sie in ihren Löchern“, ertönte da plötzlich eine tiefe Stimme aus der Dunkelheit des Hütteneingangs. Eine hohe, in einen Poncho gehüllte Gestalt trat aus der Tür. Weißes, langes Haar schimmerte im Mondlicht. Eben hatte ich noch an ihn gedacht – nun stand er leibhaftig vor mir, der Grüne Indianer!

„Ich habe auf Dich gewartet und Dich aus Deinen Träumen gerufen“, setzte er fort und streckte mir die Hände entgegen. Ergriffen schüttelte ich ihm die Rechte.

9

Siehe „Rätsel der grünen Hölle“, Bob Barring, Nr. 21.

10

Siehe „Auf verwehten Spuren“, Bob Barring, Nr. 20.

„Manuel – welche Freude, Dich so ungeahnt wiederzusehen“, begrüßte ich ihn. „Freund Bob wollte Dich überraschen“, entgegnete Manuel. „Er wird von meiner Ankunft selbst überrascht sein“. Erklärend fügte er hinzu: „Bob Barring hat mich von Nordamerika aus kontaktiert. Er wusste, wo er mich in meiner Heimat erreichen konnte. Und ich habe ihm geantwortet, dass wir uns in dieser Gegend treffen würden – wusste aber nicht wo und wann genau, denn ich wollte inzwischen Erkundigungen einziehen“. Das war also der zwölfte Mann, von dem Bob gesprochen hatte.

Wir gingen zu den Zelten zurück. An Schlaf war jetzt nicht mehr zu denken. Bob und die anderen stießen zu uns. Der Rest der Tropennacht verging wie im Fluge. Wir hatten das Lagerfeuer angefacht, und es gab viel zu erzählen. Manuel hatte sich nicht verändert. Noch immer prangte der grüne Kreis auf seiner faltenlosen Stirn. In seinen gewandten Bewegungen und seinem wachen Geist wirkte er jugendlich. Als ich ihn später einmal nach seinem Alter fragte, antwortete er kryptisch: „Viele Sonnen sind über mein Haupt gezogen und haben mein Haar weiß werden lassen. Würde ich dir die Zahl sagen – du würdest sie nicht glauben ...“

Bei den Erzählungen der Abenteuer, die wir seit unserer Begegnung erlebt hatten, zeigte sich Manuel aufgeschlossen. Insbesondere interessierten ihn unsere Nordlandfahrt¹¹. Im übrigen war er schweigsam – aber das waren wir ja von ihm gewöhnt.

„Ich komme von der Huaca, aus welcher der Dolch geraubt wurde“, kam dann Manuel auf den Zweck unseres Hierseins zu sprechen. Dabei blickte er vorwurfsvoll auf Enrique. Niemand hatte ihm gesagt, wer er war. Aber wieder lieferte Manuel einen Beweis seiner außergewöhnlichen Fähigkeiten.

„Du bist einer der Huaqueros, welche das heilige Schwert aus Gewinn gier geraubt und verkauft haben. Die Götter werden Dich bestrafen – schneller als dir lieb ist“. Bei diesen Worten Manuels wurde Enrique aschfahl. Er wagte nicht zu antworten.

„Soldaten haben die Huaca besetzt“, wandte sich Manuel an Bob. „Es ist aussichtslos, dort weiter zu suchen. Was dort liegt, bekommt die peruanische

11

Siehe die Nordland-Serie der „Welt der Abenteuer“, Bob Barring, Nr. 33-40.

Regierung – oder die Gringos aus Nordamerika, die ihre Finger mit drinnen haben“, fügte er mit Bitterkeit in der Stimme hinzu.

Wir schwiegen. Würde uns der Grüne bei unserer Suche helfen? Wir wollten einen möglichen Fund weder außer Landes schaffen noch verkaufen. Uns ging es nur darum, darüber zu berichten. Die Menschheit hatte ein Anrecht über ihre geschichtliche Vergangenheit Bescheid zu wissen ...

„Ich weiß, dass ihr nicht von Profitgier getrieben werdet. Deshalb – sogar aus alter Freundschaft – werde ich euch unterstützen“, unterbrach der Grüne Indio die lastende Stille. „Es ist Eile geboten. Ich bin auf meinem Weg auf einen anderen Zug getroffen. Es sind Eindringlinge, welche unsere Heiligtümer schänden wollen. Wir wollen versuchen, sie rechtzeitig einzuholen, bevor sie Unheil anrichten können ...“ Handelte es sich dabei um Tex Baxters Gruppe? Die Möglichkeit bestand immerhin.

5 Im Gewittersturm

Da wir am nächsten Tag eine lange Etappe vor uns hatten, brachen wir schon zeitig am Morgen auf. Unser Ziel war Huaro Tambo, eine Ansammlung weniger Hütten hoch in den Bergen. Anfänglich herrschte dichter Nebel, der sich aber mit dem Höhersteigen der Sonne auflöste.

Der eingeschlagene Weg war für die Pferde und Maultiere gut passierbar. Er war häufig mit Steinplatten ausgelegt, die gelegentlich von niedrigen Stufen unterbrochen waren. Obwohl er stetig bergauf führte, war er so geschickt angelegt, dass die Steigung erträglich war.

„Wir sind hier auf einem alten Pfad der Inka. Er verbindet deren Hauptstadt Cuzco mit Cajamarca, jener Stadt in dem Pizarro Atahualpa ermorden ließ“, erklärte Manuel.

Die Inka legten in den unwirtlichen Gebieten ihres gewaltigen Sonnenreiches ein weitreichendes Straßen- und Wegsystem an. Sie unterhielten darauf einen Post- und Schnellläuferdienst, dem zur gleichen Zeit in Europa nichts zur Seite zu stellen war. Sie lehrten den Indios, im Rahmen eines durchorganisierten

Gemeinwesens die Felder in Terrassenkulturen zu bebauen. Sie unterhielten in regelmäßigen Abständen Grenzfestungen, deren Reste noch allenthalben zu sehen sind. Die erstaunlichen Zeugen ihrer Baukunst im Süden Perus sind wohl bekannt.

Die Inka waren eine dünne Herren-und Erobererkaste, die ihre Kulturen auf weit älteren Zivilisationen, wie die *Chimu*, die *Aymara* und die *Chachapoya* aufgepfropft hatten. Alle Berichte sind sich einig, dass die spanischen Konquistadoren die Inkakultur auf bestialische Weise ausgerottet hatten. Weniger bekannt ist, dass die dünne Herrscherkaste der Inka bereits innerlich ausgehöhlt war. Es bedurfte nur eines winzigen Stoßes von außen durch die Handvoll spanischer Eroberer unter General Pizarro, um das Imperium wie ein Kartenhaus in sich zusammenfallen zu lassen. –

Wir befanden uns in einem tief eingeschnittenen Tal, auf dessen Grund ein Bergbach zu Tale schoß. Bei Felsabbrüchen stürzte das Wasser in meterhohen Fällen in die Tiefe. Die dabei umhersprühende Gischt hüllte den Talgrund in einen feinen Wasserschleier. Das von den Wasserfällen verursachte Rauschen erschwerte jede Unterhaltung.

Die steilen Berghänge waren von dichter Vegetation bewachsen. Jeder Quadratmeter war von Büschen bedeckt, an flacheren Stellen ragten Bäume in den Himmel. Allerdings erreichten sie nicht die Höhe jener des Waldes im Tiefland. Auch herrschte hier nicht das satte Grün des Dschungels; Bäume und Büsche waren grau-grün, welches typisch für den Bergwald zu sein schien. Auch als später die Sonne heiß ins Tal schien, blieb das Laub des Buschwaldes leicht graustichig. Und die Graufärbung nahm mit der fortschreitenden Seehöhe zu.

Als wir höher kamen, war der Inkapfad stellenweise von Felsblöcken unterbrochen, die kreuz und quer verstreut umher lagen und vermutlich von Bergstürzen stammten. Unsere Pferde und Mulis fanden sich im steinernen Wirrwarr gut zurecht.

Danach begann sich der Charakter des Weges zu wandeln. Während auf einer Seite teils überhängende Wände emporragten, brach er gegenüber jäh in die Tiefe. Häufig hatten wir kleinere Seitenbäche auf glitschigem Grund zu überqueren. Die Pferde bewegten sich an der äußeren Kante des Pfades. Sie hatten offenbar mehr Furcht, mit ihren Lasten die Wand zu berühren, als in die Tiefe zu stürzen. Ich gestehe gerne, dass mir zeitweise bange wurde, obwohl ich an sich schwindelfrei

bin. Aber die Tiere waren das Felsengelände gewöhnt und mit der Zeit begann ich mich sicherer zu fühlen.

In stundenlangem Ritt, gelegentlichen Tasten und Rutschen schafften wir in mehreren Stunden an die 1000 Meter Höhe. Endlich flachte der Inkapfad ab, wurde wieder breiter, und führte in ein sanftes, von Grasmatten bedecktes Tal. Die Wände waren weit zurückgetreten. Dort hielten wir erschöpft Mittagsrast.

Nachdem wir zunächst unsere Tiere versorgt hatten – Futter und Wasser war im Überfluß vorhanden – entfachten wir ein Feuer um abzukochen. Holz gab es in dieser Höhe – der Höhenmesser zeigte 2300 Meter – noch genug. Später würden wir dann auf den Benzinkocher ausweichen.

Als wir uns gesättigt hatten, betrachtete Manuel besorgt den Himmel. Dessen Farbe hatte inzwischen vom strahlenden Blau ins Graue gewechselt. Ein dünner Wolkenschleier war aufgezogen ...

„Hast du etwa Bedenken wegen des Wetters?“ fragte Bob. „Wir sollten machen, dass wir Huario Tambo erreichen. Dort finden wir Unterkunft – und die werden wir auch brauchen“, entgegnete unser grüner Freund. „In diesem weiten Tal sind wir dem Donnergott schutzlos ausgeliefert. Besser wäre es, umzukehren um uns an den Felsen, die wir passiert haben vor dem Gewittersturm zu schützen ...“

Jedoch Bob schloß dies aus: „Wir sind in Eile, so schlimm wird es schon nicht werden“. Doch da sollte es sich täuschen. Schnell packten wir unsere Sachen zusammen und brachen auf. Trotz des schweren Gepäcks flogen wir in leichtem Galopp über das Mattental. Doch schon begann der Wind von den umliegenden Bergen zu pfeifen, peitschend und eisig. Kaum zu glauben bei einer Entfernung von weniger als 10 Breitengraden vom Äquator.

Es begann dunkel zu werden. Ich schaute auf die Uhr – erst halb drei nachmittags. Aus dem Tal, durch welches wir gekommen waren, stiegen geballte schwarze Wolken auf. Es schien, als griffen ungeheure Arme nach uns. Und wir trachteten, von ihnen wegzukommen.

Doch schon zuckten Blitze aus den jagenden Wolken. In kurzer Zeit begann ein Regenschauer, wie ich ihn noch kaum erlebt hatte. Vom Inkapfad war nichts mehr

zu sehen, aber die Pferde fanden offenbar instinktiv ihren Weg durch die diffuse Dämmerung.

Das hinter uns aufgezogene Gewitter hatte uns erreicht. Starker Wind und aufkommender Hagel machte ein Fortkommen nahezu unmöglich. Blitze flammten unmittelbar gefolgt von ohrenbetäubendem Donnerrollen. Fast blind jagten wir ins finstere Chaos. Denn Eile war das einzige, was uns jetzt noch helfen konnte.

Unsere Pferde und Maultiere vollbrachten schier Unglaubliches. Mensch und Tier schienen eins zu werden. Und schließlich hielt Manuel, der an der Spitze ritt, jäh an.

„Wir sind da“, schrie er in den Sturm hinein, der seine Worte verblies. Erst sah ich nur Dunkelheit vor uns. Doch dann einen rötlichen Schein und eine dunkle Silhouette. Eine Gestalt kämpfte sich durch die Windböen auf uns zu.

„Buenos noches, Caballeros! Ich bin Tenyoya, der Vorsteher dieses Tambos. Bienvenido in Huaru Tambo“.

Oh warme, wohlige Wärme im Toren der Regensturms! Wir hatten uns auf mehrere Hütten aufzuteilen. Nie zuvor uns danach habe ich mich am Feuer in einer Hütte so geborgen und wohl gefühlt. Weder die spartanische Ausstattung noch der Schmutz, und die vielerlei Gerüche störten mich. Nicht einmal das Schwein, welches in einer Ecke quiekte. Es war einfach herrlich, sich auf den Lamadecken auszustrecken und am Feuer zu trocknen. Selten haben mir Kartoffeln und Maisbrei so gut geschmeckt wie in dieser Hütte. Draußen heulte weiter der Gewittersturm.

Am nächsten Morgen herrschte wieder klares, mildes Wetter. Huaru Tambo bestand nur aus ein paar einfachen, windschiefen Hütten. Alle hatten jeweils einige der Expeditionsteilnehmer aufgenommen. Sie fragten nicht nach Geld dafür, obwohl sie offenkundig in großer Armseligkeit lebten. Vielleicht war die Anwesenheit Manuels dafür verantwortlich, dem sie mit ziemlicher Ehrerbietung begegneten. Natürlich zeigten wir uns für die gewährte Unterkunft erkenntlich und belohnten die Dorfbewohner großzügig. Dies versetzte Tenyoya, den Dorfvorsteher, in große Freude. Als Dank führte er uns zu einer etwas abseits gelegenen Hütte, die bisher keiner von uns betreten hatte, und an der ein

Reisigbesen prangte. Dort bot er uns Chicha an, das untergärige Maisbier, das nur wenig Alkohol enthält und angenehm schmeckt.

6 Die zerrissene Brücke

„In zwei Stunden seid ihr bei der *Quebrada de Pachachaca*“, verabschiedete uns Tenyoa. „Die tiefe Schlucht wird von einer Hängebrücke überspannt. Seid vorsichtig bei der Überquerung. In letzter Zeit ist die etwas brüchig geworden und ihre Tragfähigkeit ist eingeschränkt. Es wäre nicht gut, in die Kluft zu stürzen. Dort unten herrscht *Mama Pachachaca*, und sie würde euch vernichten, wenn ihr am Grund der Schlucht seid“.

Nach der angegebenen Zeitspanne langten wir am Rande der Quebrada an. Die Hängebrücke, die vor uns auftauchte, schien tatsächlich noch aus der Inkazeit zu stammen. Sie wirkte wenig vertrauenerweckend und war an vielen Stellen ausgebessert. Wir beschlossen, die Brücke nur einzeln zu queren. Als erstes betrat Manuel die schwankende Seite. Vorsichtig tastete er sich vorwärts und erreichte nach ein paar Minuten die Mitte der Hängebrücke.

Er kehrte zum Ausgangspunkte um, nahm sein Reittier beim Zügel und führte es vorsichtig auf die Brücke. Trotz seiner Behutsamkeit schwankte sie beträchtlich.

„Eine verteufelte Sache“, murmelte Bob. „Werde froh sein, wenn wir alle erst drüben sind. Als nächstes überschritt Miguel, unser Bergführer, den schwankenden Übergang. Nachdem er am gegenüberliegenden Rand der Quebrada angelangt war, kamen Indios mit den Packtieren an die Reihe. Die Tragelasten hatten wir ihnen vorsichtigerweise abgenommen, um das Gewicht gleichmäßig zu verteilen. Glücklicherweise schienen unsere Träger mit derartig luftigen Unternehmen vertraut zu sein. Einige von ihnen machten die Überquerung mehrere Male, um die Lasten zu transportieren.“

Alles schien gut zu gehen, nur der junge Roullé stockte plötzlich mitten auf der Brücke und rief uns zu, er sei von starken Schwindelgefühlen befallen. Er könne weder vor noch zurück. Bob zögerte nicht lange, übergab mir seine Waffen, und eilte Pierre zu Hilfe. Er erreichte ihn und geleitete ihn vorsichtig hinüber.

Jetzt waren nur noch Juan Jimenez, ich, sowie ein Indio samt Mula Ausgangspunkt. Wir beschlossen, letzteren den Vortritt zu lassen. Dies erwies sich als schicksalhafte Entscheidung. Denn schon nach einem Drittel der Strecke scheute das Maultier, schlug aus und beförderte den Indio über die Seile. Mit einem wilden Schrei verschwand er in der grausigen Tiefe ...

Doch damit nicht genug gebärdete sich die Mula weiter ungestüm und begann sich im Kreise zu drehen.

„Wir müssen das verhindern“, fasste sich Juan geistesgegenwärtig. „Ich hole das Maultier zurück, sonst reißt die Brücke ...“, stieß er hervor. Doch bevor er die Hängebrücke betrat, geschah es: Mit einem surrenden Laut, der mir tief in der Erinnerung verankert ist, riß zuerst ein Trageseil, dann folgten unmittelbar die anderen, und das Gestell samt der Mula sauste in die Tiefe ...

Aus, vorbei – Träger und Maultier waren Opfer von Mama Pachachaca. Und wir waren durch einen breiten, tiefen Abgrund von den Kameraden und unserer Ausrüstung getrennt. –

Als wir nach einiger Zeit den Schock überwunden hatten, verständigten wir uns mit Bob und den Freunden auf der jenseitigen Kante der Quebrada. Die Distanz war nicht zu groß, um die Zurufe zu verstehen. Nach einigen Hin und Her einigten wir uns auf folgenden Plan: Die Expedition sollte weiter unserem Ziel anstreben, die Festung Pomacochas, möglichst schnell zu erreichen. Und Juan und ich würden versuchen, eine Stelle zu finden, wo wir in die Schlucht absteigen konnten, um möglichst bald die andere Seite zu erreichen. Da dies in naher Nachbarschaft der gerissenen Brücke unmöglich zu sein schien, würden wir einen mehr oder minder großen Umweg in Kauf nehmen müssen. Danach würden wir auf schnellstem Weg trachten, der Expedition nachfolgen. Unsere Waffen hatten wir, sodass wir uns versorgen konnten. Den Weg zur Festung hatten wir uns ebenfalls eingeprägt. Alles hing nun davon ab, wir rasch einen Abstieg finden würden und auch wieder die Gegenseite der Schlucht erklimmen konnten. Ich hatte da meine Bedenken, die durch die scheinbar unbezwingbar gähnende Tiefe genährt wurde.

Da uns aber nichts anderes übrig blieb, winkten wir den Gefährten zum Abschied zu und machten uns auf den Weg. Ich ahnte, dass unser Unternehmen

nicht einfach werden würde. Aber was wir in der Folge erlebten, sprengte meine Vorstellungen.

Es dauerte lange, bis wir schließlich einen geeigneten Abstieg fanden. Zwar hatten wir es an mehreren geeignet scheinenden Stellen versucht, mussten aber jedesmal umkehren. Nachdem wir dabei einmal fast nicht mehr aus der Wand herausgekommen wären, gestalteten wir unsere Versuche vorsichtiger. Schließlich erreichten wir eine Stelle, an der wir mit Hilfe unserer Lassos problemlos auf den Grund der Schlucht vordringen konnten. Hier herrschte fast ständige Dämmerung, nur zur Mittagszeit schien die Sonne auf den Grund des Canyons. Gefallene Baumleichen verbreiteten einen Moderduft. Da der Fluß zur Zeit nicht viel Wasser führte, war seine Überquerung nicht allzu schwierig. Während der Regenzeit hätte die Sache sicherlich anders ausgesehen.

Wir verbrachten eine Nacht am Grund der Schlucht. Und bei allen Erschwernissen, die uns die letzten Tage beschert hatten: ich muss sagen ich habe selten einen derartig schmackhaften Fisch verspeist wie jenen, den wir aus dem Rio Pachachaca mit bloßen Händen herausgefischt hatten.

Die Suche nach einem passenden Aufstieg dauerte dann bei weitem nicht mehr so lange. Wir entdeckten ein Seitental, durch das wir uns nahezu ungehindert aufwärts bewegen konnten. Ohne den folgenden Ereignissen vorgreifen zu wollen: schon beim Aufstieg kam es mir vor, als bewegten wir uns auf einem begangenen Steig. Zwar war er schmaler als der Inkapfad, dem wir bis zur Hängebrücke gefolgt waren, aber es waren deutliche Wegspuren sichtbar, wie etwa behauene Steine, die stufenartig steilere Stellen überbrückten. An Stellen, wo man sich vielleicht vergehen hätte können, waren Steinmännchen errichtet. Da sich diese in intaktem Zustand befanden und es sich um lose Steine handelte, schlossen wir, dass er häufig begangen sein musste und das in nicht zu weit zurückliegender Vergangenheit. Auch Juan fiel dies auf, und wir waren gespannt, wo wir schließlich landen würden.

Das Seitental nahm lange kein Ende. Längst hatten wir das Niveau der anderen Seite der Schlucht überschritten – und noch immer führte der Weg steil nach oben. Wir waren mehr als zehn Stunden seit Aufbruch vom Rio Pachachaca unterwegs und mittlerweile rechtschaffend müde.

Als wir an einem Felsabsatz eine Rast einlegten und uns aus unseren Feldflaschen stärkten, wies Juan aufgeregt nach oben in die Felswand. Da zeigten sich einige in der Wand hängende Häuser, die aussahen, als wären sie regelrecht an den Berg geklebt. Trotz der hereinbrechenden Dämmerung waren deutlich Fensterhöhlen und eine rot-braune Bemalung erkennbar.

„Das sind alte Grabbauten aus der Inkazeit, vielleicht noch älter“, stieß Juan aufgeregt hervor. „Die müssen wir unbedingt untersuchen, ... ob sie Mumien enthalten? Vielleicht mit goldenen Grabbeigaben“, fügte er mit funkelnden Augen hinzu.

„Entscheiden wir das morgen“, entgegnete ich, „und suchen wir jetzt lieber einen Lagerplatz“. Ich war zu ausgepumpt, um mich mit Jimenez jetzt auf eine Diskussion einzulassen. Denn für eine nähere Untersuchung der Relikte waren wir zu sehr in Eile. Und wie ich von hier aus in der rasch zunehmenden Dämmerung sehen konnte, schien ein Zugang sicherlich schwierig, vielleicht sogar unmöglich zu sein.

7 Das Gespenst aus dem Sarg

Kurze Zeit später erreichten wir einen breiteren Absatz. Es war zu dunkel geworden um weitergehen zu können. Wir breiteten unsere Decken aus, und Juan öffnete eine Konservendose für das Nachtmahl. Wasser schien es auch zu geben, wie das Rauschen eines Wasserfalls bewies. Ich nahm unsere Feldflaschen und ging dem Klang des fallenden Wassers nach. Als ich nach ein paar Schritten um die Ecke einer Felswand bog, lag ein phantastisches Bild vor mir. Unweit des herabstürzenden Wasserfalls schimmerten einige weißste, übermannsgroße Gestalten. Zuerst glaubte ich, sie seien lebendig, doch dann sah ich, dass es sich um eine Art Statuen handelte. In der fortschreitenden Dämmerung nahm ich schemenhaft ihre Köpfe wahr. Die Gesichter glichen Masken.

„Der Totenkult der Wolkenmenschen“, sagte eine andächtige Stimme hinter mir. Juan war mir nachgekommen und fügte erklärend hinzu: „Dies sind Grabstätten, welche meist hoch oben auf Felsvorsprüngen errichtet werden, um sie vor Grabräuber zu schützen. Ich habe ganz ähnliche Sarkophage weiter im Norden gesehen. Sie sind aus Holz und Stroh hergestellt, mit Lehm verschmiert und weiß

getüncht. Im Inneren befinden sich die Mumien hochgestellter Persönlichkeiten wie Stammesführer, Schamanen, und ausgezeichnete Krieger“.

Seinen letzten Worten war ich nur noch halb gefolgt. Mir war, als bewege sich der Sarg rechts außen. Seine Gestalt war etwas kleiner als die übrigen. Im diffusen Dämmerlicht konnte ich mich aber auch getäuscht haben. Doch da – wieder schien sich die Gestalt zu bewegen. Juan hatte es wohl auch wahrgenommen, dann vernahm ich einen erstickten Laut neben mir.

Und jetzt hob die weiße Gestalt die Arme und kam auf uns zu. Ein wahrhaft gespenstischer Anblick.

Juan wandte sich entsetzt ab und brüllte, die Flucht ergreifend: „Die Toten werden lebendig, machen wir, dass wir wegkommen“. Ich war mehr überrascht als erschrocken. Okkulten Phänomenen bin ich zwar aufgeschlossen, aber Gespenster-Erscheinungen stehe ich durchaus skeptisch gegenüber. Meinen Erfahrungen zufolge hatten sie stets einen realen Hintergrund¹². So blieb ich stehen. Ja, ich machte sogar einige Schritte in Richtung auf die gespenstische Erscheinung zu.

Meine Reaktion schien die Gestalt zu erstaunen. Sie verharrte und senkte die Arme. Obwohl das maskenhafte Gesicht mit dem spitz-zulaufenden Kinn und den großen Augenhöhlen furchterregend aussah, beschloß ich mir das Gespenst näher anzusehen. Neugierig ging ich darauf zu. Daraufhin wandte sich die Gestalt um und flüchtete in raschen Sprüngen – keine Rede mehr von einem Schweben. Deutlich erkannte ich einen flatternden weißen Umhang.

„Halt, hier geblieben, du Schlingel. Gib Dich zu erkennen“, rief ich und rannte hinterher. Weiter vorne, dicht neben dem Wasserfall, gähnte eine Öffnung im Fels, auf welche die Gestalt zustrebte. Ich musste trachten, sie zu erwischen, bevor sie dort verschwand. Da stolperte der Flüchtende. Der Umhang war ihm beim Laufen hinderlich. Er versuchte ihn los zu werden, kam aber noch mehr ins Straucheln. Der Felsboden war infolge des Wasserfallstaubes glitschig – die Gestalt verhedderte sich im Umhang, kam dem Abgrund gefährlich nahe. Ein wilder Schrei – der Fallende rutschte über die Felskante ...

12

Siehe „Das Geheimnis der Mumie“, Die Welt der Abenteuer, Sonderheft 2 und „Das Gespenst von Cunamoore“, Bob Barring, Nr. 16.

Ich erstarrte. Aus – vorbei die Jagd nach dem Gespenst. Ich hatte es in den Tod gehetzt, schoß es mir schuldbewusst durch den Sinn. Und hatte der Schrei nicht wie ‚Help, help me‘ geklungen? Also kein Indio, sondern ein Angel-Sachse, denn in Todesnot benutzt man wohl seine Muttersprache.

Vorsichtig blickte ich über die Felskante. Wahrscheinlich würde ich in der Dunkelheit nichts in der Tiefe wahrnehmen. Vermutlich hatte der Wasserfall seinen Körper weggerissen. Aber ich sollte mich täuschen. Nicht weit unter mir sah ich etwas Weißes in der Wand. Undeutlich erkannte ich auch eine Gestalt, die auf einem schmalen Felsabsatz lag und sich bewegte.

„Nicht bewegen, ich hole sie rauf“, schrie ich. „Juan, wo ist das Seil?“ wandte ich mich nach hinten. Doch ich musste Juan erst holen. Schnell machte ich ihm die Sachlage klar. Dann band ich mir das Seil in einer gekonnten Schlinge um Brust und Bauch, und Juan ließ mich vorsichtig zum verunglückten Gespenst hinunter.

„Sind sie verletzt?“ rief ich ihm zu, als ich fast unten war. „Ich weiß nicht, schwer jedenfalls nicht“, antwortete der Abgestürzte gefasst. Ansprechbar war er jedenfalls. Als ich bei ihm angekommen war, blickte mir ein hageres, bärtiges Gesicht entgegen.

„Gestatten, John Tarwater, gebürtiger Schotte, von Beruf Mediziner, zur Zeit Gespenst außer Dienst ...“, sagte er mit komischem Ernst. Sein schottisch gefärbtes Englisch hatte einen seltsamen Akzent. Und erklärend fügte er hinzu: „Ich lebe seit drei Jahrzehnten bei den Chimalli-Indios“. „Das alles später, jetzt muss ich sie zuerst hinaufbringen. Legen sie die Arme um meinen Hals und halten sie sich an mir fest.“. Als ich ihn auf meinen Rücken hievte, erkannte ich, welch unglaubliches Glück Tarwater gehabt hatte. Der äußerst schmale Felsabsatz hätte seinen Sturz nicht aufhalten können, wenn nicht ein Busch über den Rand hinausgewachsen wäre, der ihn regelrecht aufgefangen hätte.

Vermutlich hätte auch das nicht ausgereicht, wenn Tarwater nicht extrem leichtgewichtig gewesen wäre. Er mochte wohl kaum mehr als fünfzig Kilogramm wiegen. Dennoch musste Juan gewaltig am Seil ziehen, und ich mit Händen und Füßen nachhelfen, bis ich mit dem Schotten am Rücken oben ankam. Die geringe Fallhöhe von nur fünf Meter und der Busch hatten den Sturz gemildert, sodass das ‚Gespenst‘ außer Abschürfungen keine Verletzungen davongetragen hatte.

Oben angekommen, schüttelte er erst seine klapperdürre Gestalt. „Gottlob nichts gebrochen“, meinte er erleichtert. Als nächstes entnahm er seiner Umhängetasche einen Packer Cocablätter, schob sich diese in den Mund und begann genussvoll zu kauen. „Dies ist das Elixier, das ich zum Überleben brauche ...“, seufzte er glücklich.

„Und zum Herumgeistern, seltsames Gespenst“, antwortete ich. Er verzog sein hageres, scharf geschnittenes Gesicht zu einem Grinsen. Er war nicht mehr jung – ich schätzte ihn an die sechzig.

„Darf ich meinen Rettern die Hände schütteln“, sagte er mit feierlichem Ernst. „Ich weiß, ihr haltet mich für einen komischen Vogel, und darin täuscht ihr euch nicht. Ihr fragt euch sicherlich, weshalb ich hier im weißen Umhang Gespenst spiele. Ich will es euch erzählen“.

Und er berichtete folgendes: Vor mehr als dreißig Jahren – so genau wusste er es gar nicht mehr – war er als Goldsucher von Alaska nach Peru gekommen. Zuvor hatte er schon in jungen Jahren Schottland verlassen. Als er das erwähnte, huschte ein Schatten über sein Gesicht. Er deutete an, dass er damals aufgrund eines sehr unliebsamen Ereignisses zum Auswandern gezwungen gewesen war. Gefunden hatte er da wie dort nur so viel von Edelmetall, dass es zum Überleben reichte. Wohlhabend war er nicht geworden, dafür war er aber beim Stamm der Chimalli-Indianer geblieben, zuerst als Gefangener, dann als Stammesbruder. Er stieg in der Hierarchie hoch, auch und vor allem aufgrund seines überlegenen Wissens und seiner technischen Fähigkeiten. Als der Schamane des Stammes verunglückte, wurde er von dessen Hilfskraft zum Mediziner befördert.

In dieser Eigenschaft war er auch heute bei den Gräbern gewesen. Als er uns die steinernen Stiegen emporkommen sah, beschloß er Gespenst zu spielen, um uns vom Zutritt in das Gebiet seines Stammes abzuschrecken. Offenbar trachteten die Chimalli unter sich zu bleiben und verwehrten Fremden den Zugang in ihr Gebiet.

Tarwater schloß seine Erzählung „Die Verkleidung als Gespenst hat schon öfter funktioniert. Auf dem Pfad, den ihr heraufgekommen seid, sind manchmal Indios aus anderen Dörfern unterwegs. Sie sind abergläubisch und haben große Furcht vor den Toten. Die Erscheinung eines Gespenstes aus dem Sarg hat bisher immer zur Flucht eines Eindringlings geführt. Heute hat die Abschreckung zum ersten

Mal nicht gewirkt, und das ist mir beinahe zum Verhängnis geworden. Jedenfalls danke ich euch beiden herzlich. Von selbst wäre ich da nicht mehr heraufgekommen. Und ob mich meine Stammesbrüder rechtzeitig vorm Verschmachten gefunden hätten, ist höchst zweifelhaft. Bei Tagesanbruch werde ich euch jetzt ins Dorf führen“.

„Ich dachte, der Stamm will keine Fremden – wie können wir da auf Gastfreundschaft hoffen?“ entgegnete ich skeptisch.

„Ihr unterschätzt die Reputation eines Schamanen. Wenn ich erzähle, dass ihr mir das Leben gerettet habt, werdet ihr es gut bei uns haben. Man wird euch jeden Wunsch von den Augen ablesen“, erklärte Tarwater.

Aber mit dieser Einschätzung sollte er sich täuschen, wie schon die nahe Zukunft zeigte.

8 In der verlorenen Stadt

Noch vor Sonnenaufgang weckte uns Tarwater. Großzügig führte er uns in zwei der Grabhäuser. Sie waren praktisch in den Felsen hineingebaut. Ihr Zugang war für Nichteingeweihte kaum zu finden. Im Inneren waren die Behausungen leer.

Danach durften wir die Sarkophage inspizieren. Sie waren etwas über zwei Meter hoch, weiß getüncht und mit geometrischen Wellen in braunroten Mustern bemalt. Die überdimensionalen Köpfe trugen helmartige Aufsätze und erinnerten mich – allerdings sehr entfernt – an die Statuen der Osterinsel. Ihre spitze Kinnpartie und die groß-modellierten Augen sind mir bis heute deutlich in Erinnerung geblieben. Besonders Jimenez geriet in Begeisterung, als ihm Tarwater die darin enthaltenen Mumien sehen ließ. Sie waren in Hockstellung in netzartige Säcke verpackt und trugen kupferne Brustplatten. An den Armen und auf der Stirn funkelte Goldschmuck im matten Morgenlicht. Juan konnte sein gieriges Augenglitzern kaum verbergen. Tarwater, dem diese Begierde nicht entging, ergriff den weißen Umhang, den wir gestern mit von der Absturzstelle geborgen hatten. Er schob ihn in den Sarkophag hinein und meinte lapidar: „Für künftige

Gespenstererscheinungen wird der Umhang noch benötigt. Huaqueros¹³ kann man dadurch abschrecken“. Dabei blickte er Juan direkt an, der ja gestern vor dem Gespenst entsetzt davongelaufen war.

Im Anschluß führte uns Tarwater zur Öffnung im Felsen, in die er gestern, als Gespenst verkleidet, verschwinden wollte. Sie entpuppte sich als Eingang zu einem Tunnel. Als ich die Stablampe anknietsen wollte, schüttelte Tarwater nur den Kopf: „Der Tunnel ist nicht lang, ich kenne hier jeden Stein und werde euch führen“. In der Tat erreichten wir schon nach etwa zwanzig Metern den Ausgang.

Auf der anderen Seite des eben durchquerten Bergrückens bot sich ein überraschendes Bild. Ein weiter Talkessel lag vor uns, der nur ganz allmählich von den begrenzenden Bergkämmen abfiel. Die Senke wurde von einem kleinen Fluß durchflossen, an dessen Ufer etwa in der Mitte des Tales eine Ansiedlung lag. Weitere Einzelheiten waren wegen der Entfernung nicht wahrzunehmen.

„*Ciudad Perdida*, die verlorene Stadt“, erklärte Tarwater andächtig.

„Weshalb der Name?“ fragte Juan neugierig. „Ganz einfach“, entgegnete Tarwater. „Die Stadt war den ersten Konquistadoren bekannt. Diego de Almagro hat sie erobert und zerstört. Später ist sie in Vergessenheit geraten. In alten Berichten der Spanier ist von ihr als *ciudad perdida* die Rede, weil man die Kenntnis von ihrer Lage verloren hatte. Die Überlieferung besagt, dass die Chimalli, die schon zuvor aus dem Norden in diese Gegend gekommen sind, die Stadt wieder aufgebaut haben“.

Ein zunehmend breiter werdender Pfad führte talabwärts. In der klaren Luft hatten wir die Entfernung vom Talrand zur Stadt wohl unterschätzt. Wir gingen schnellen Schrittes wohl an die zwei Stunden, bis wir an den Rand des Dorfes kamen. Um ein solches handelte es sich nämlich, denn die Ansammlung von etwa hundert bis zweihundert Rundhäusern als Stadt zu bezeichnen, war eine Übertreibung. Allerdings ließ die Existenz am Rande der Ansiedlung zusätzlich Grundmauern und eingefallene Ruinen darauf schließen, dass sie früher um einiges größer gewesen sein musste.

13

Grabräuber.

Bei Annäherung an das Dorf stießen wir auf Felder und Weiden. Wir erkannten Mais, Kartoffeln sowie einige unbekannte Gewächse. Auf Wiesen sah man Herden von Lamas und Alpakas, aber auch Schafe waren unter den Tieren.

Die am Feld arbeitenden Indios blickten uns erstaunt an, blieben aber bei ihrer Tätigkeit. Auch als wir ins Dorf kamen, entstand kein Auflauf von Dorfbewohnern, von dem häufig in Reiseliteratur die Rede ist. Unter den wenigen Dorfbewohnern, die wir zu Gesicht bekamen, befanden sich meist Frauen, die vor den Hütten mit häuslichen Arbeiten beschäftigt waren. Auch sie betrachteten uns zwar neugierig, sprachen uns aber nicht an.

Tarwater führte uns zu einem etwas abseits, nahe am Fluß stehenden Haus, welches fast doppelt so groß wie die übrigen waren. „Meine Hütte – die Ordination des Medizinmanns“, erklärte er pfiffig. „Sie ist groß genug, um Gäste zu beherbergen“. In der Tat enthielt das Innere mehrere Abteilungen – keineswegs typisch für Rundhäuser, wie wir später feststellten. Auffallend war die Reinlichkeit der Behausung – durchaus ungewöhnlich im Vergleich zu anderen Quartieren, die wir zuvor und danach in Peru bezogen hatten.

„Hier euer Gästezimmer – ihr werdet nichts vermissen“, wies uns Tarwater ein Abteil an, indem er den Vorhang zu einer Türöffnung lüftete. Die Ausstattung des Raumes überraschte hier in der Bergwildnis. Neben mehreren mit Lamafellen versehene Schlafstellen enthielt er einen Tisch, mehrere niedrige Stühle und Hocker sowie einige Truhen.

„Hier genießen Patienten gelegentlich stationäre Behandlung“, meinte er verschmitzt. Es war nicht festzustellen, ob er das ernst meinte oder scherzte. „Cualli, meine Haushälterin, wird sich um euch kümmern“, stellte er eine ältere, hässliche Indianerin vor. In der Tat erwies sich diese Frau als Juwel. In der leider nur kurzen Zeit, die wir bei ihr verbrachten, wurden wir so gut betreut, wie sonst nirgends in Peru.

„Heute Abend werdet ihr dem Rat der Alten vorgestellt“, teilte uns Tarwater mit. „Ich hoffe auf einen warmen Empfang durch meine Brüder“. Doch darin sollte er sich täuschen.

Zum Einstand kochte uns Cualli eine kräftige Suppe mit Lamafleisch, Kartoffeln und Kräuter, die hervorragend schmeckte. Danach legten wir uns

nieder. Die Ruhe nach all den Strapazen tat uns wohl. So gut erging es einem, wenn man ein Gespenst rettet, das eigentlich ein Mediziner ist, ging es mir vor dem Einschlafen noch durch den Sinn ...

Wenden wir uns, während Rolf und Juan ruhen, kurz einigem Wissenswerten über die Geschichte und Lebensweise der Chimalli zu. Dieser Indianerstamm sieht sich in der Tradition der Chachapoya-Indios. Das von den Spaniern als *„hombres de los nublos“*¹⁴ bezeichnete Volk, welches vor den Inka eine hohe Kultur entwickelten, war weiter im Norden angesiedelt. Den Inka war es niemals gelungen, sich den kühnen Krieger der Wolkenmenschen vollständig zu unterwerfen. Wie mir Tarwater später erzählte, besagte die Überlieferung, dass die Chimalli im Zuge der Auseinandersetzungen mit den Inkasiegern ihre Heimat verlassen hatten und sich danach weit im Süden von ihrem Stammland angesiedelt hatten.

Juan meinte später, dass für diese Ansicht, die überdurchschnittliche Größe der Chimalli sprach sowie ihre helle Hautfarbe. In den spanischen Chroniken wurden die Körpergröße der Chachapoya sowie ihr heller Teint im Vergleich mit der übrigen Bevölkerung hervorgehoben. Ein weiteres Indiz war die Architektur der Rundhäuser sowie die Grabhäuser in den Felsen, die für die Bauweise der Wolkenmenschen nach Juans Auskunft typisch war.

Die Chimalli sind eine faszinierende Indianer-Ethnie die sich durch charakteristische Eigenschaften von anderen Indios Südamerikas unterscheiden. Sie sehen sich als auserwähltes Volk und verstehen sich als verantwortungsvolle ‚ältere Brüder‘ der übrigen Mitmenschen, die sie als ‚jüngere Brüder‘ einstufen. Den Spaniern schenken die Götter eiserne Waffen und Werkzeuge, doch die Weißen wären nicht verantwortungsbewusst damit umgegangen. Die Abkömmlinge der Wolkenmenschen sahen sich verpflichtet, den Kosmos in Ordnung zu halten. Sie hatten dafür zu sorgen, dass die Sonne aufgehe, der Mond seinen Zyklus durchlaufen und ausbleibe. Für das Ausbleiben der jährlichen Regenzeit oder extreme Weltereignisse¹⁵, fühlten sich die Indios schuldig. Um die erzürnten Götter zu besänftigen, wurden Menschenopfer dargebracht.

14
Wolkenmenschen.

15

Ein weiteres Kennzeichen des verantwortungsvollen Umgangs der Chimalli mit der Natur, bestand in ihrem vorsichtigen Umgang mit dem Abbau von Silber und Gold. Bewusst entrissen sie der ‚Mutter Erde‘ nur soviel als sie zur Herstellung von kultischen Gegenständen und Schmuck eben benötigten.

Auch von Phänotypus her unterschieden sich die Chimalli deutlich von anderen Ureinwohnern Lateinamerikas. Die Männer trugen wallende, helle Kleider versehen mit verschiedenen geometrischen Zeichen, die den Status des jeweiligen Trägers signalisierten. Die Umhänge der Frauen unterschieden sich deutlich von jenen der Männer und waren weniger prunkvoll. Darüber hinaus waren Frauen und Männer mit Umhängetaschen versehen, die mit symbolischen Tierdarstellungen geschmückt waren. Neben dem allgegenwärtigen Condor bemerkte ich später Puma, Schlange und Schildkröte. Die Kleidungsstücke waren sorgfältig aus Alpaka-Wolle gewebt.

Die Rundhäuser waren aus Steinen errichtet, die sich allerdings nicht so fugenlos wie bei den Inkabauten aneinanderfügten. Die Zwischenräume waren mit Moos und Erde abgedichtet. Die steilen, oben spitz zulaufenden Dächer bestanden aus Holz und Stroh. Das Mauerwerk war zick-zack-artig mit rautenförmigen Friesen verziert. Über dem Eingang waren kunstvoll die erwähnten Tier-Symbole eingraviert. Dabei nahm der Condor offenbar die zentrale Stelle ein, da er bei jedem Haus in der Mitte des steinernen Querbalkens aufschien. Bemerkenswert war, dass alle Häuser in irgendeiner Form mit Steinornamenten geschmückt waren. Juan wies auf die kreuzweise angeordneten Steinplatten hin, die etwa in Augenhöhe um jedes Haus liefen. „Dies ist ein Charakteristikum der Chachapoya-Indios. Im Norden habe ich das öfteren gesehen ...“

Die Bevölkerung ernährte sich hauptsächlich von den angebauten landwirtschaftlichen Produkten. Mais und Kartoffeln wurde auf Terrassen gepflanzt. Sorgfältig abgestufte Bewässerungskanäle leiteten das Wasser von Bergbächen durch diese Felder. Der Eiweißbedarf wurde von Lama-und

An der Westküste Südamerikas treten Wetterkapriolen in unregelmäßigen Intervallen auf. Sie sind unter der Bezeichnung ‚El Niño-Phänomen‘ bekannt geworden. Der Name rührt daher, dass sich bei dieser Wettererscheinung extreme Regenfälle um die Weihnachtszeit häuften. El Niño, auf Spanisch das Kind, bezieht sich dabei auf die Geburt des Jesuskindes.

Alpakaherden¹⁶ gedeckt. Auch Schafe wurden gehalten, sowie Maultiere, die zum Reiten und Tragen von Lasten benutzt wurden.

Ein nicht unbeträchtlicher Teil des kultivierten Bodens war Coca-Stauden gewidmet. Alle Chimalli kauten fast jederzeit Coca-Blätter, und Coca-Tee gehörte zum täglichen Konsum. Geschnupft wurde Kokain, allerdings ausschließlich aus rituellen Gründen, und nur von Häuptlingen, Mitgliedern des Rates der Alten und Schamanen. Letztere brauten auch den vergorenen Saft des San Pedro-Kaktus, um sich in Trance zu setzen.

9 Das verhängnisvolle Beben

Coca und Kaktussaft führen uns wieder zurück zu unserer Geschichte.

Nachdem sie ihren ausgiebigen Mittagsschlaf beendet hatten, wurde Bob und Juan von Tarwater zum Stammesführer gebracht. Tarwater war nun anders gekleidet. Sein Schamanengewand war mit allerhand Dingen wie Tierknochen, Amuletten und dergleichen behängt. Der Häuptling mit Namen Temotschin trug über sein Gewand einen goldenen Brustpanzer, sowie einen Stirn- und Armreifen aus dem Edelmetall. Mir sprang die Ähnlichkeit mit Tarwater ins Auge. Als ich diesen später darauf ansprach, deklarierte er ihn als einen seiner Söhne. Übertriebene Sympathie empfand ich ihm gegenüber nicht. Er redete kaum und wirkte irgendwie weggetreten.

Der Rat der Alten war im größten Steinhaus des Dorfes versammelt. Als einziger besaß er einen rechteckigen Grundriss und ein Flachdach. Mit dem Stammesführer und Tarwater zählte ich elf Personen. Nur etwa die Hälfte von ihnen war betagt, während der Rest jüngere Krieger waren, oder sonst irgendwie zur Oberschicht gehörten. „Mit uns sind wir dreizehn. Das bringt Unglück“, unkte Juan.

Und obwohl ich diesen Aberglauben nicht teilte – er sollte recht behalten.

16

Alpaka: In Südamerika gezüchtetes Nutztier, Wolllieferant, Familie der Kamele.

Alle Anwesenden außer Juan und mir kauten eifrig Cocablätter. Nach unserer Vorstellung erwartete ich einige Begrüßungsworte des Häuptlings. Doch dieser stammelte nur ein paar sinnlose Sätze. Juan flüsterte mir zu, dass er vermutlich zu viel vergorenen Kaktussaft konsumiert habe und betrunken sei. Ich nahm an, dass Tarwater die Sache ausbügeln würde, sollte mich aber getäuscht haben.

Ein kühn aussehender Krieger, der uns gleich bei Beginn der Zeremonie mit unverhohlener Feindseligkeit gemustert hatte, ergriff in gebrochenem Spanisch das Wort.

„Seit die Pizarros mordend und brennend in unser Land gekommen sind, hat sich die Lage der Söhne der Sonne zum Schlechteren gewendet. Nur wenn wir uns selbst helfen, werden uns die Götter gewogen sein. Wir werden diesen Eindringlingen keine Gastfreundschaft gewähren und ihnen den Verbleib in unserem Tal verweigern ... Zolin, der zweite Anführer der Chimalli hat gesprochen“.

Böse starrte er uns an. Tarwater schwieg noch immer. Die Situation schien für uns eine unangenehme Wendung zu nehmen. Aber es sollte noch schlimmer kommen.

Obwohl uns Tarwater vor Beginn der Versammlung ausdrücklich davor gewarnt hatte, unaufgefordert das Wort zu ergreifen, konnte sich Juan nicht zurückhalten. Als Nachkomme der Spanier fühlte sich der heißblütige Mexikaner direkt angesprochen. „Von dir Halbwilden lasse ich mich nicht beleidigen und Mordbrenner nennen. Wir haben eurem Schamanen das Leben gerettet und verlangen seine Gastfreundschaft, nicht die deine. Mit dir möchte ich nichts zu tun haben“. Dabei legte er die Hand an sein im Gürtel steckendes Messer.

Das war zwar mutig, aber wenig diplomatisch gehandelt. Vielleicht wollte er durch seine couragierten Worte bei den Indios Eindruck schinden. Aber vermutlich war nur sein Temperament mit ihm durchgegangen.

Die Reaktion ließ nicht lange auf sich warten. Temotschin, der Häuptling, der plötzlich von seinem trance-artigen Zustand aufgewacht zu sein schien, ergriff das Wort:

„So darfst du zum Rat der Chimalli nicht reden. Die Gastfreundschaft wird euch versagt. Der Rat wird entscheiden, was mit euch zu geschehen hat. Es ist möglich, dass ihr angesichts der Rettung unseres Medizinmannes nur unseres Tales verwiesen werdet. Aber es ist genau so möglich, dass ihr zum Totenhund ins Haus der Kälte hinabsteigen müsst ...“

Wir wurden zurück zum Haus des Medizinmannes eskortiert. Vor dessen Tür wurden zwei bewaffnete Indios postiert, die uns rund um die Uhr bewachen sollten. Selbst wenn wir austreten wollten, ließen sie und nicht mehr aus den Augen.

„Dein Freund hat alles vermässelt“, wandte sich nach unserer Rückkehr Tarwater vorwurfsvoll an mich. „Was Juan getan hat, ist unverzeihlich. Und am schlimmsten ist, dass er im Rat nach dem Messer gegriffen hat. Glaube mir, hätte er es gezogen, wäre es bereits ein toter Mann. Ich werde zwar versuchen, euch zu helfen, weiß aber nicht ob ich es schaffe“.

Und dann erklärte er uns, dass der Stamm der Chimalli seit einiger Zeit polarisiert sei. Zolin, der Unteranführer, trachtete nach der Macht, und wurde dabei von einer kleinen, aber tatkräftigen Gruppe unterstützt. Die schweigende Mehrheit aber folgte Häuptling Temotschin. Juans ausfälliges Verhalten hatte Zolin einen Trumpf in die Hände gespielt, den dieser weidlich ausnützen würde. Als Juans Erregung abgeklungen war, zeigte er sich zerknirscht wegen seines harschen Verhaltens. Seine Reue kam aber zu spät.

Am nächsten Tag herrschte eine drückende Atmosphäre. Für die Meereshöhe, auf der wir uns befanden, war es ungemein warm. Der Himmel war grau und die Sonne versteckte sich nur als gelber Fleck hinter den Wolken.

„Erdbebenwetter – so sagt man in Mexico zu einer solchen Wetterlage“, meinte Juan sarkastisch. Auf welcher ungeahnten Weise diese vermutlich gar nicht ernst gemeinte Bemerkung Juans von der Realität eingeholt wurde – das sollten wir sehr bald erleben.

Tarwater informierte uns beim Frühstück über die Lage. Der Rat hatte bis lange nach Mitternacht palavert. Dabei hatte sich die Gruppe um Häuptling Temotschin und Tarwater die Oberhand behalten. Sie war der Ansicht, dass man uns Gastfreundschaft schuldig sei. Nach ein paar Tagen der Erholung könnten wir das

Chimalli-Land ungeschoren wieder verlassen. Von Todesdrohungen, wie sie gestern noch ausgestoßen, war nun keine Rede mehr. Auch waren die beiden Wachen vor unserem Haus abgezogen.

Allerdings empfahl uns Tarwater, dass wir uns so bald wie möglich verabschieden sollten. „Man weiß nie, welche Winkelzüge Zolin noch einfallen ...“, argwöhnte er. So beschlossen wir morgen zeitig früh aufzubrechen. Tarwater würde uns zwei verlässliche Indios mitgeben, die uns zu unserem Ziel, Pomacochas, geleiten würden. Dem Schotten war die Festung wohlbekannt. Allerdings warnte er uns, sie zu betreten, gab aber keine Erklärung darüber ab, weshalb er uns davon abriet. Wir hofften dort mit Bob Barring und den restlichen Gefährten wieder zusammenzutreffen. Inzwischen waren diese wohl dort angekommen.

Doch der Mensch denkt und der Schöpfer lenkt.

Kurz vor 11 Uhr vormittags bebte die Erde in einem Maße, wie ich es noch nie zuvor und nur zweimal danach erlebt hatte. Als wir geschockt ins Freie liefen, sah ich richtige Wellen über den Grasboden laufen. Die Stöße waren so stark, dass wir uns kaum auf den Beinen halten konnten und geschockt herumtorkelten. Ein fernes Grollen unterstrich das Schreckliche an der Situation. Das Erdbeben war zwar sehr heftig, aber es dauerte nicht lange. Trotzdem kam es uns wie eine Ewigkeit vor, bis es vorüber war.

An den umliegenden Häusern waren außer ein paar Mauerrisse keine starken Schäden entstanden. Später las ich, dass die lateinamerikanischen Hochkulturen die Kunst beherrschten, weitgehend erdbebensicher zu bauen. Doch nicht immer war dies erfolgreich. Nach Ende des Bebens vernahmen wir ein lautes Klagen von Indianerfrauen. Am gegenüberliegenden Ortsende war eines der Rundhäuser eingestürzt und hatte zwei Kleinkinder unter sich begraben. Während eines fast unversehrt aus den Trümmern gezogen wurde, konnte das andere nur noch tot geborgen werden.

Plötzlich kam Tarwater, der wieder zur Ratsversammlung gegangen war, gelaufen und schrie schon von weitem: „ihr müsst fliehen. Packt eure Sachen, rasch, bevor sie kommen und euch festnehmen“. Und als er bei uns angelangt war, fügte er keuchend hinzu: „Als mitten unter der Ratsversammlung die Erde bebte, hatten die Zolin-Leute gleich das Argument an der Hand, dass die Götter über

eurer Eindringen erzürnt seien. Die Sache ist sehr ernst, sie wollen euch gefangen nehmen und den Göttern opfern. Wir müssen fliehen, unverzüglich -“

Automatisch rafften wir unsere wenigen Habseligkeiten zusammen. „Ich werde euch in Sicherheit bringen“, stieß Tarwater hervor. „Das tue ich für meine Retter, aber auch um Zolin eins auszuwischen. Gottlob habe ich für solche Fälle vorgesorgt. Als Schamane ist man ja stets in Gefahr, auf der Verliererseite zu stehen, falls etwas schief geht. Los, vorwärts, hinunter zum Fluß ...“

Bis zum Ufer waren es nur ein paar Schritte. Grünblau blinkte das Wasser. „Schau, jetzt scheint wieder die Sonne – das Erdbebenwetter ist vorbei“, sagte Juan abergläubisch und bekreuzigte sich gleich mehrmals.

Das Ufer war hier steil. Tarwater, der ebenfalls rasch ein Bündel zusammengerafft hatte, eilte einen schmalen Pfad zum Wasser hinunter. Dort schaukelte in einer Höhle ein Boot, gerade groß genug, um uns drei aufzunehmen. Wir banden es los und sprangen rasch hinein. Juan und ich ruderten, und mit Tarwater am Steuer schoß es hinaus. Wir sahen zurück – niemand folgte uns.

„Ich habe Cualli eingepägt, die Verfolger irrezuführen. Sie soll ihnen sagen, wir seien mit den Mulas in die entgegengesetzte Richtung weggeritten“, erklärte Tarwater. Er steuerte das Boot geschickt in die Flußmitte. Hier war die Strömung so stark, dass wir die Ruder einziehen konnten.

„Wo führt dieser Fluß hin? Wir kommen wir aus dem Talkessel? Und wie nach Pomacochas?“ erkundigte ich mich bei Tarwater.

„Laßt euch überraschen. Dies ist das Eilboot nach Pomacochas. Vielleicht sind wir noch vor eurer Expedition dort. Wir sind auf der Straße ins Jenseits, ins Reich der Angst unterwegs“, entgegnete er kryptisch.

Was mochte das nur bedeuten? Jedenfalls neue Abenteuer, denen wir entgegeneilten ...

10 Im Reich der Angst

Die Fahrt am Fluß ging infolge seines starken Gefälles rasch von statten. Ich war gespannt, auf welchem Wege wir den Talkessel verlassen würden. Wenn dies durch eine enge Schlucht geschah, waren Stromschnellen zu befürchten. Doch wir sollten diesbezüglich eine Überraschung erleben.

Denn bald langten wir an einer Stelle an, wo ein dunkles Loch in einer Bergflanke gähnte, in dem der Fluß verschwand.

„Nun beginnt unsere Reise in die Unterwelt“, erklärte Tarwater bedeutungsvoll. Hier haben die Chimalli ihre Toten bestattet. Nach ihrem Ableben mussten sie dem Totenhund folgen, der sie auf langen, gefährlichen Wegen in die Tiefe des Reiches der Angst führte. Freunde, wir befahren die Straße ins Jenseits ...“

„Diese Mythologie ist in ganz Lateinamerika verbreitet“, mischte sich Juan Jimenez in die Diskussion. Bei den Mayas etwa ist von *Xibalba*, dem Ort der Angst die Rede. Dort hausen finstere Gestalten, welche die Gestorbenen prüfen und demütigen. Nur Geopferte, im Kindbett verstorbenen Frauen und Selbstmörder dürften direkt zu den Göttern reisen. Alle anderen müssen nach ihrem Ableben dem Totenhund nach Xibalba folgen¹⁷“.

Während dieser Erklärung war das Boot in den Berg eingefahren. Ich knipste eine Stablampe an, um unser Boot in der Flußmitte zu halten. Der Fluß war mittlerweile schmaler, und wir trachteten eine Kollision mit den Wänden zu vermeiden.

Die Strömung war schwächer geworden und wir glitten deutlich langsamer durch die Fluten als am Beginn unserer Fahrt. Die Wände bestanden aus glattem Fels und wirkten an manchen Stellen wie behauen.

Ich verlor jedes Zeitgefühl und wusste später nicht zu sagen, wie lange wir in der Unterwelt unterwegs waren. Vermutlich handelte es sich um Stunden, da sich unsere Fahrt auch zunehmend verlangsamte. Von einem Reich der Angst merkte ich zunächst nichts, und als die Anspannung gewichen war, drohte ich einige Male einzuschlafen.

17

Schilderung aus *Popol Vuh*, dem heiligen Buch der Maya.

Schließlich merkten wir auch den Grund für die Verzögerung unseres Vorwärtstommens. Im Lichtkegel der Lampe sahen wir, dass gewaltige Felsbrocken vor uns den Fluß versperrten. „Das Erdbeben hat die Decke zum Einsturz gebracht – die Bruchstellen sind ganz frisch“, meinte Tarwater und setzte besorgt fort: „Als die Geschwindigkeit der Strömung so zurückgegangen war, hatte ich Derartiges schon vermutet. Gottlob kommt er zu keinem Stau des Flußwassers und es kann zwischen den Trümmern durchfließen. Und wir müssen nun auch dazuschauen, wie wir durch das Felsgewirr kommen ...“

Dies war leichter gesagt als getan. Wir mussten das Boot verlassen und es durch das Felsgewirr tragen. Das Passieren der abgebrochenen Blöcke erwies sich dabei als schwierig. Sie lagen kreuz und quer verstreut, und wir mussten trachten, uns an den oft scharfen Bruchstellen nicht zu verletzen. Zwei Umstände erleichterten unser Fortkommen. Zum einen zeigte sich das Boot als überraschend leicht, sodass es zwei Mann gut tragen konnten. Der dritte, in diesem Falle ich, trug die Ruder und ging mit der Lampe voran. Zum anderen war das Wasser überraschend warm. Während es sich in der Außenwelt stets eiskalt angefühlt hatte, erwies es sich hier unten als lauwarm.

„Das kommt von der Erdwärme“, erklärte Tarwater auf meine Frage. „Es gibt hier Höhlen, die sind so heiß, dass man bei der kleinsten Bewegung in Schweiß ausbricht“. Ich dachte aber eher an Vulkanismus.

Nach ziemlichen Anstrengungen war die Einsturzstelle schließlich bewältigt. Als wir das Boot wieder ungehindert zu Wasser ließen, erwartete uns eine neue Überraschung. Der Fluß hatte sich zu einem unterirdischen See erweitert. Seine Ausmaße konnten wir nicht abschätzen, da die Lichtstrahlen unserer Lampen nicht weit genug zu dringen vermochten. So empfanden wir Höhe und Breite der unterirdischen Höhle als gewaltig.

„Hier beginnt Xibalba, der Ort der Angst“, sagte Tarwater andächtig in die Stille. Täuschte ich mich, oder lag tatsächlich Furcht in seiner Stimme? „Wir wollen machen, dass wir von hier wegkommen“, setzte er fort. Das erwies sich aber wieder als leichter gesagt als durchgeführt. Denn da die Strömung fast ganz aufgehört hatte, mussten wir rudern, was sich als einigermaßen schweißtreibend herausstellte. Auch erwies sich die Navigation auf dem unterirdischen See als nicht leicht. Tarwater änderte mehrmals die Richtung und schüttelte schließlich den Kopf.

„Ich fürchte, wir haben uns verfahren. Wir könnten uns treiben lassen, aber bei dieser schwachen Strömung kann es Stunden, vielleicht sogar Tage dauern, bis wir zum Abfluß kommen“, erklärte er pessimistisch.

Auf unserer Weiterfahrt gelangten wir in eine Seitenhöhle, mit nahe beieinanderstehenden Wänden, von da aus in eine zweite, die blind endete und verloren dann gänzlich die Richtung. Wir hatten uns verirrt.

Ich zog meinen Kompaß, was ich schon viel früher hätte tun sollen. Doch die Nadel spielte verrückt und sprang chaotisch umher. „Vermutlich gibt es in den Bergen Eisenlager, sodass die Polweisung nicht funktioniert“, meinte Juan frustriert.

Wir zogen die Ruder ein und hielten erschöpft inne. Wie sollten wir aus diesem Labyrinth von Höhlen und Wasserstraßen herausfinden? Durst meldete sich, aber das laue Wasser, das wir über den Bootsrand schöpften, schmeckte schal.

„Da sind wir vom Regen in die Traufe gekommen“, meinte Juan mit einem vorwurfsvollen Unterton in Richtung auf Tarwater. „Anstelle hier zu verderben hätten wir uns auch gleich von den Chimalli abschlagen lassen können“.

„Was nützt das Jammern, lasst uns weitersuchen“, blockte ich Juans Gedanken ab. „Wir müssen hinaus und wir werden wieder an die Oberfläche kommen. John Tarwater hat zwar von der ‚Straße ins Jenseits‘ gesprochen, aber wir wollen noch nicht das Diesseits verlassen“, munterte ich die Gefährten auf.

Und so suchten wir weiter nach einem Ausgang im Höhlenlabyrinth. Wir kamen in eine Höhle, in der uns ein kalter Luftzug erschauern ließ. In einer anderen hingen tausende Fledermäuse, die im Lichtkegel aufgeregt herumzuflattern begannen. Andere Höhlen wurden so niedrig, daß der Wasserstand stand so hoch, daß wir gezwungen waren, umzukehren.

Schließlich machte uns Tarwater auf ein fernes Rauschen aufmerksam. Der lange Aufenthalt in der Wildnis hatte seine Sinne geschärft, sodass er das Geräusch als erster wahrnahm. Gleichzeitig merkten wir, daß die Strömung wieder zunahm. Wir ruderten in die Abflußrichtung des Wassers.

„Heureka – wir kommen vorwärts“, rief Juan, und das Echo seiner Stimme brach sich mehrfach an den Höhlenwänden.

Doch der aufkommende Optimismus fand ein jähes Ende. Ein plötzlicher Ruck, der mich um ein Haar über Bord geworfen hätte – unser Boot war aufgelaufen. Als wir mit den Rudern die Wassertiefe prüften, merkten wir dass sie am Bug nur gering war. Schlimmer war, dass die ganze vordere Bootshälfte festsaß. Die Strömung, die mittlerweile wieder ziemlich stark war hatte das Gefährt auf eine Felsbarriere geschoben. Als ich das Wasser vom Bug aus ausleuchtete, erkannte ich, dass es jenseits des Unterwasserrückens wieder genügend tief war, um befahren werden zu können.

„Ich werde aussteigen, um das Boot flott zu bekommen, und ihr helft mit den Rudern nach“, regte ich an. Gesagt-getan. Ich glitt am Bootsheck ins Wasser und versuchte, es über die Barriere zu schieben.

Schneller als geglaubt bekam ich das Boot wieder flott. Sei es, dass ich fest genug am Boot antauchte, sei es, dass das Boot durch das verminderte Gewicht höher lag – schon nach kurzer Zeit glitt das Boot weiter, zuerst langsam, dann zunehmend schneller.

„Halt, halt“, brüllte Tarwater. „Rasch ins Boot, wir können es in der Strömung nicht halten“.

Zu spät erkannte ich die Gefahr. Das Boot schoß ins tiefere Gewässer, und die Strömung war viel zu stark, als das die Freunde dagegen rudern hätten können. Ich hatte zu spät reagiert, hätte sofort zurück ins Boot springen müssen oder zumindest versuchen sollen, ihm nachzuschwimmen.

Jetzt verschwand es schnell in der Dunkelheit. Der Lichtschein wurde schwächer und verschwand bald ganz. Ich hörte die Kameraden rufen, verstand aber nicht, was sie schrien.

Wie betäubt stand ich bis zur Brust im Wasser. Die Situation, in der ich mich befand, war grotesk. Allein im Wasser eines unterirdischen Sees, in einem Höhlenlabyrinth. Ohne Ausrüstung, denn den Waffengurt hatte ich in weiser Voraussicht abgelegt, bevor ich ins Wasser sprang. Selten zuvor hatte ich mich in einer derartig aussichtslosen Situation befunden. Aber merkwürdigerweise geriet

ich nicht in Panik. Mir war vielmehr, als blickte ich mir selbst über die Schulter, um festzustellen, wie ich in einer solchen Ausnahmesituation reagierte.

Zweierlei empfand ich als positiv. Zunächst war das Wasser temperiert genug, um auch einen längeren Aufenthalt darin zu gestatten. Hätte es die in den Bergen übliche Temperatur gehabt – dann ade, schöne Welt. Sodann entdeckte ich, dass ich meine Stablampe im Gürtel stecken hatte. Da sie wasserdicht war, funktionierte sie tadellos.

Ich leuchtete umher und sah ganz nahe einen Felsabsatz. Mit wenigen Schritten watete ich zum Ufer, stemmte mich hoch und war im Trockenen. Trotz der nassen Kleidung fröstelte ich nicht. Erdwärme, erinnerte ich an Tarwaters Erklärung.

Der Uferabsatz setzte sich nur in eine Richtung fort. So wurde mir die Entscheidung abgenommen, wohin ich mich zu wenden hatte. Vielleicht war meine Situation gar nicht so aussichtslos.

Da vorne schimmerte etwas Weißes. Und als ich weiterging, erschauerte ich. Vor mir lagen Skelette von Menschen. Aber nicht nur einige wenige, sondern Dutzende, vielleicht hunderte. Eigentlich sollte mir gruseln, aber ich fasste mich schnell und begann, die Knochen zu untersuchen. Sie lagen nicht durcheinander, sondern waren so angeordnet, wie es der menschlichen Anatomie entsprach. Einige der Skelette stammten von Kindern, wie sich an ihrer Größe unschwer feststellen ließ. Manche der Totenschädel der von Erwachsenen waren eingeschlagen.

„Geopferte Menschen“, schoß es mir durch den Sinn. Alte Mythen und Rituale der grausamen lateinamerikanischen Zivilisation kamen mir ins Gedächtnis.

Betreten ging ich weiter. Plötzlich endete der Felsabsatz und ich stand wieder vorm Wasser. Der Lichtstrahl meiner Stablampe zeigte jedoch, dass es sich nur um einen etwa zehn, fünfzehn Meter breiten Arm handelte. Auf der anderen Seite glaubte ich undeutlich einige dunkle Silhouetten wahrzunehmen. Aber die Entfernung war zu groß, um Genauerem erkennen zu lassen. Mir blieb nichts anderes übrig als hinüber die waten oder – je nach Tiefe – zu schwimmen.

Abermals glitt ich vorsichtig ins Wasser und fühlte Grund unter mir. Als ich langsam mit der Überquerung des Kanals begann, fühlte ich einen stechenden

Schmerz im Fuß. Als ich ins Wasser leuchtete, bemerkte ich, dass der Boden mit spitzen Stalagmiten übersät war. Einer davon war mir durch den Stiefel gedrungen. Man konnte kaum einen Fuß zwischen diese messerscharfen Steine setzen, ohne sich zu verletzen. Möglicherweise waren diese gefährlichen Hindernisse von Menschenhand zusätzlich geschärft worden.

Ich richtete den Lichtkegel nach unten und schritt vorsichtig weiter. Für die wenigen Meter benötigte ich an die zehn Minuten, kam aber schließlich gut am jenseitigen Ufer an.

Wozu diese steinernen Messer? Wohl um am Zugang zum Haus der Angst zu hindern. Denn dass ich mich in Xibalba befand, war mir mittlerweile klar. Dies wurde auch durch die Silhouette belegt, die mir schon zunächst aufgefallen war und die sich nun als riesiger Hund entpuppte. Es handelte sich um ein mindestens vier Meter hohes Monument eines peruanischen Nackthundes¹⁸. Er war aus dunklem Granit gefertigt und sah so lebensecht und bedrohlich aus, dass mir echt gruselig zumute wurde. Der Totenhund, der die Abgeschiedenen ins Reich der Angst führte, ging es mir durch den Sinn. Sein wütendes Gesicht mit den gefletschten Zähnen im halboffenen Mund hat mich später manchmal in meinen Träumen verfolgt.

Und im Hintergrund ragten einige Stelen empor. Im Licht der Lampe erkannte ich stilisierte Tierdarstellungen: Schlangen, Kondore und Pumas oder Jaguare, die auf Menschenköpfen prangten.

Selbst als Laie war mir bewusst, welche Fundgrube für Archäologen vor mir lag. Hierbei musste ich mit Pierre und Juan zurückkommen.

Leider stand mir nicht viel Zeit zur Verfügung, um die Gravuren auf den Monumenten genauer zu inspizieren. Ich musste machen, weiterzukommen, um die Freunde oder die Oberwelt zu erreichen, bevor die Batterien der Stablampe erschöpft waren.

Der Totenhund sollte sich als glücksbringend für mich erweisen. Denn nur wenige Meter hinter ihm begann eine Treppe, die steil nach oben führte. Und als

18

Perro calato oder *perro biringo*: peruanische Hunderasse, die vor etwa 3000 Jahren in den Kordillern entstand.

ich ihr folgte, erreichte ich nach geraumer Zeit eine größere Kammer. Dies war keine Höhle mehr, sondern ein Raum, an dessen Wänden fantastische Darstellungen von Menschenansammlungen entlang liefen. Ich erkannte wild aussehende Krieger mit Waffen und Federschmuck, Gefangene an Holzpfehlen, nackte Menschen, die offenbar zur Opferung zusammengetrieben wurden. Weiters sah man Priester mit dem typischen peruanischen Opferrmesser, welche auf Tischen ausgestreckte Männer schlachteten. Und darüber saß ein reich geschmückter Stammesfürst, der aus einem Kelch trank – offenbar das Blut der Geopferten. Eine fürwahr grausame Kultur.

Beeindruckt von den farbechten Darstellungen und müde von den Anstrengungen ließ ich mich in einer Ecke des Raumes nieder. Ich löschte die Lampe und war bald eingeschlafen.

Ich erwachte fröstelnd. Die nassen Kleider am Körper und die gar nicht mehr so hohen Temperaturen würden eine beachtliche Verköhlung ergeben. Ein unbestimmtes Gefühl hinderte mich jedoch daran, die Kleider um Trocknen abzulegen. Auf seltsame Weise empfand ich, nicht mehr alleine zu sein. Ärgerlich wollte ich die Lampe anknipsen, als eine tiefe Frauenstimme ganz neben mir aus dem Dunkel erklang:

„Du bist die Treppe des Todes aus dem Reich der Angst emporgestiegen. Das hat bisher kein normal Sterblicher geschafft. Die Götter müssen mit dir sein“.

Später war ich erstaunt, dass mich die Stimme aus der Finsternis nicht zum Donner rührte. Aber möglicherweise war die Anwesenheit eines Fremden bereits vorher in mein Unterbewusstsein gedrungen. Vielleicht hatten mich auch irgendwelche Geräusche aus dem Schlaf erweckt.

Sei es wie es sei. Ich knipste die Lampe an. Und da stand sie vor mir.

„Ich bin Manauia. Willkommen in Pomacochas, Fremder“.

11 Manauia

Vor mir stand eine mittelgroße, in einem Poncho gehüllte Frau mit langen schwarzen Haaren. Aus ihrem indianisch geformten Gesicht blickten mich große, dunkle Augen ernst an. Ihr Alter war im diffusen Lampenlicht kaum zu schätzen. Jedenfalls war sie aber noch jung.

Wir schüttelten uns die Hände.

„Ich bin Rolf Shark. Austriaco und Mitglied einer Expedition in die Cordillera Blanca. Ja, ich komme direkt aus Xibalba. Der Totenhund dort hat mich ungeschoren gelassen. Aber ich habe ein Bad zwischen den steinernen Messern genommen“.

Ein feines Lächeln huschte über ihre Lippen. Sie entzündete eine Fackel, sodass ich meine Lampe löschen konnte. „Bist du alleine hier, Rolfo, wo sind deine Kameraden?“. „Ich habe sie im Haus der Angst verloren. Die Strömung hat sie weiter in den unterirdischen See geführt“, antwortete ich.

„Dann weiß ich, wo wir sie zu suchen haben, nämlich in der Cenote de Pomacochas“, entgegnete sie. Nun erwähnte sie bereits zum zweiten mal das Ziel unserer Expedition. „Wo ist die Festung Pomacochas?“ erkundigte ich mich gespannt. „Direkt über uns – wir befinden uns in ihren Kellern. In Xibalba haben meine Vorfahren die Toten sowie die Geopferten bestattet. Und aus der Cenote haben sie das benötigte Wasser entnommen“, erklärte sie.

„Laß uns deine Freunde aufsuchen“, fuhr sie fort. „Um wen handelt es sich dabei?“ Als ich Juan erwähnte, ging ein freudiger Ausdruck über ihr Gesicht. „Endlich ist er da – ich habe lange gewartet“. „Du kennst Señor Jimenez?“ fragte ich überrascht. „Ich habe ihn nie getroffen, wohl aber mit meinem inneren Auge gesehen. Aber das wirst du nicht verstehen“, antwortete sie. Verständnislos und auch ein wenig beleidigt, ließ ich das Thema.

Die eigentliche Überraschung ergab sich aber erst, als ich ihr Tarwater als meinen zweiten Begleiter nannte. Ein Lächeln spiegelte Freude in ihrem Gesicht.

„John ist mein Großvater. Meine Mutter war die Tochter des Häuptlings der Chimalli. Durch die Heirat mit ihr ist er in der Stammeshierarchie aufgestiegen. Tarwater ist schon vor langer Zeit zu unserem Volk gekommen. Er hat den Chimalli eine Menge Dinge beigebracht, von denen die zuvor keine Ahnung

hatten. Aufgrund seiner medizinischen Kenntnisse wurde er Gehilfe der Schamanen und – nach dessen Tod – selbst Mediziner.“

„Ich weiß, er spricht nie über seine Familie“, fuhr sie fort. „John und die Häuptlingstochter hatten eine Tochter, Huani, meine Mutter. Über meinen Vater möchte ich nichts Näheres sagen. Er war auch Schotte und hat Tarwater und Huani viel Kummer bereitet“.

Ein Schatten war über ihr Gesicht gefallen. Sie schwieg längere Zeit. Dann fuhr sie weiter fort: „Ich bin also Dreiviertel-Schottin – aber im Herzen Indianerin. Ich bin auch getauft, und trage den christlichen Namen Anna. Doch ich ziehe es vor, Manauia gerufen zu werden. Auf Quechua bedeutet das die Verteidigerin. Und ich fühle mich dazu berufen, das Kulturgut von meinen und peruanischen Vorfahren zu verteidigen. Huani war Schamanin, ist aber schon vor zwölf Sonnen von uns gegangen. Da dieses Amt erblich ist, so werde ich es einst übernehmen. Bis dahin nimmt Tarwater die Pflichten eines Mediziners wahr“.

Ich war erstaunt. Nicht nur über die Tatsache, Tarwaters Enkelin so überraschend getroffen zu haben, sondern auch über deren präzise Erklärungen, die sie in akzentfreiem Spanisch abgegeben hatte. Ein eindrucksvolle Person, diese Manauia, und verteuft hübsch noch dazu, wie mir im Schein ihrer Fackel auffiel. Wie alt sie wohl sein mochte?

„Zwanzigmal hat der Sonnenwagen seinen Lauf seit meiner Geburt beendet“, beantwortete sie meine unausgesprochene Frage. Konnte sie Gedanken lesen? „Manchmal geht das – besonders wenn ich mit der Seele meines Gegenübers verbunden bin“, lächelte sie.

Eine heiße Welle der Zuneigung durchschloß mich. War es das wieder ...?

„Bemühe Dich nicht, Rolfo. Ich bereite mich im Turm von Pomacochas auf meine Weihe als Schamanin vor. Bis dahin darf und will ich keinem Mann gehören. Und – da ist noch etwas, aber das will ich dir jetzt noch nicht sagen“.

Manauias Worte stießen mich wieder von der Brücke der Hoffnung ... Ich glaubte, meine Enttäuschung verbergen zu können, doch die angehende Medizinerin belehrte mich eines Besseren. „Verzeih meine Offenheit. Doch es sollen von Anfang an klare Verhältnisse herrschen. – Gehen wir jetzt meinen

Großvater und Juan suchen. Wir werden einen Quergang nehmen, der Abstieg zur Cenote führt“. Manauia brannte eine zweite Fackel an und gab sie mir. Wir gingen durch einige Gänge und langten bald an einer breiten Treppe an.

„Laß und hier warten – vielleicht ersparen wir uns den Abstieg“, meinte Manauia, und wir setzten uns auf eine Stufe. „Ich möchte die Welt kennenlernen.

Mein Großvater hat mir viel von da draußen erzählt, und ich möchte sehen, ob es dort so ist, wie er berichtet hat. Als erstes will ich nach Lima ...“, seufzte Manauia sehnsüchtig. Was mochte ihr Tarwater für ein Bild vermittelt haben? Er kannte die Außenwelt, wie sie vor mehr als drei Jahrzehnten gewesen war ...

„Du solltest deine schottische Heimat besuchen“, meinte ich nachdenklich. Konnte sich ein Kind der Wildnis überhaupt an die Zivilisation gewöhnen? Konnte aus einer Manauia eine Anna werden? Was für ein Schock würden die sogenannten Errungenschaften der Industriegesellschaft für sie sein?

„In den dreißig Jahren, vor denen John Tarwater Abschied von draußen genommen hat, ist viel Neues gekommen – nicht nur Gutes“. Ich dachte an den letzten Weltkrieg und die Millionen Toten ...

Ferne Schritte und Stimmen beendeten unsere Diskussion. Wir sahen den fernen Widerschein eines Lichtkegels. Bald konnten wir die Stimmen von zwei, die Treppe heraufkommenden Personen erkennen. Es waren Tarwater und Jimenez. Plötzlich verstummte der Diskurs und auch die Schritte verklangen. Offenbar hatten sie den Schein unserer Fackeln gesehen und im Aufstieg innegehalten.

„Abuelo, mia abuelo¹⁹, erschrick nicht, ich bin's Manauia“, rief Manauia den beiden schon von weitem entgegen.

„Und ratet mal, wer noch da ist“, fügte sie hinzu.

Die Überraschung und Freude der beiden Ankömmlinge war enorm. Tarwater und seine Enkelin schlossen sich zur Begrüßung zärtlich in die Arme. Und Jimenez betonte immer wieder, wie glücklich er darüber sei, dass ich nicht im See geblieben war.

19

Abuelo (span.) Großvater.

Wir tauschten unsere Erfahrungen aus. Die Gefährten hatten versucht, das Boot durch Gegenrudern zu stoppen, aber nicht rasch genug reagiert. Als dann die Strömung zu stark wurde, war eine Rückkehr unmöglich. Nach einiger Zeit erreichten sie einen Landeplatz, der mit Monumenten geschmückt war und von dem die Treppe nach oben führte, auf der wir schließlich aufeinander getroffen waren.

Als ich von meinem Abenteuer im Reich der Angst berichtete, glomm ein eifersüchtiges Glitzern in Juans Augen auf. „La Puebla de los Muertos, das Haus der Toten“, stieß er aufgeregt hervor. „Ein Dominikanerpater hat im sechzehnten Jahrhundert darüber berichtet. Der Totenhund wurde als Übertreibung ins Reich der Fabel verwiesen. Und du hast in tatsächlich gesehen ...“

„Natürlich gibt es ihn“, entgegnete Tarwater lapidar. „Und noch so manches andere auch“, fügte er bedeutungsvoll hinzu.

Nachdem wir unsere Erfahrungen ausgetauscht hatten, führte uns Manauia weiter die Treppe hinauf zu ihrer Bleibe. Diese befand sich in einem Turm in einem anderen Teil der Festung. Der Weg dahin wies derart viele Abzweigungen auf, dass ich – obwohl ich ein gutes Orientierungsvermögen besitze – ihn alleine mit Sicherheit nicht mehr gefunden hätte. Oh wie wunderbar war es, wieder das Tageslicht zu sehen. Es benötigte einige Zeit, unsere Augen wieder an die Helligkeit zu gewöhnen. Zum ersten Mal seit unserer überstürzten Flucht und unseren unterirdischen Abenteuer konnten wir daran denken unser Äußeres wiederherzustellen. Und als uns Manauia noch eine schmackhafte Suppe zubereitete, kam auch unser Inneres auf seine Rechnung.

Danach sank ich – ohne mich um die Anderen zu kümmern – auf einem Lager von Alpaka-Fellen nieder und fiel in einen tiefen, traumlosen Erschöpfungsschlaf.

–

Ich erwachte durch eine Art Liebesgeflüster – anders kann ich es nicht ausdrücken. Manauia und Juan turtelten. Schon bei ihrer gestrigen Begegnung war mir aufgefallen, mit welcher Zuneigung die junge Chimalli Juan ansah. Und Juan – Don Juan, nomen est omen – begegnete ihr in der Manier eines Frauenhelden. Ungewollt belauschte ich die Konversation der beiden. Ich gestehe, dass dies

Hassgefühle gegen Jimenez in mir hervorrief. Wie konnte er nur die Unerfahrenheit eines jungen Mädchens schamlos ausnützen.

Als ich Juan diesbezüglich danach zur Rede stellte, lachte er mich nur aus und bezichtigte mich der Eifersucht. Später wurde mir klar, dass er damit vermutlich nicht so weit daneben lag. Mir gefiel das Mädchen ausnehmend, aber sie beachtete offensichtlich nur ihn.

„Und jetzt, wo ihr wieder halbwegs Menschen geworden seid, will ich euch zu euren Gefährten führen. Leider ist ihre Situation nicht so gut wie eure ...“, überraschte uns Manauia. Ich muss gestehen, dass ich bei der Dichte all der beschriebenen Ereignisse auf Bob, Manuel und die anderen sowie auf den Zweck unseres Hierseins nahezu vergessen hatte.

„Wo sind sie? Wie geht es ihnen? Sind sie in Gefahr?“ fragte Jimenez betroffen, während mich mein schlechtes Gewissen plagte, dass mich wegen meiner Vergesslichkeit jäh befiel.

„Kommt mit und seht selber. Sie werden von einer Gruppe anderer Gringos gefangen gehalten. Sie befinden sich nicht in unmittelbarer Gefahr, sonst hätte ich euch nicht ruhig ausruhen lassen. Durch das geschickte Verhalten des Anführers eurer Freunde haben sie Zeit gewonnen. Aber lang kann das nicht mehr so weitergehen – wir müssen sie befreien ...“

„Woher weißt du das alles so genau? Es könnte ja auch umgekehrt sein, nämlich dass unsere Gefährten ihre Konkurrenten festgesetzt haben“, warf ich in die Diskussion ein.

„Ich habe sie belauscht und dabei den Grünen Indianer gefesselt gesehen. Manuel ist stets auf der Seite des Rechts. Und in euren Gesichtern kann ich keine Falschheit erblicken“, erwiderte Manauia. Ein heißes Gefühl durchlief mich, denn bei der letzten Äußerung hatte sie sich an mich gewendet und mir dabei tief in die Augen geblickt.

Abermals stiegen wir in die Unterwelt und durchquerten ein Labyrinth von Gängen und Kammern. Schließlich führte uns Manauia in einen niedrigen Gang, an dessen Ende wir eine Überraschung erlebten. Er endete nämlich etwa auf halber Höhe eines gewaltigen Felsendomes. Das Gangende bot genug Platz, dass wir zu

viert das Geschehen in der Halle beobachten konnten. Gefahr entdeckt zu werden bestand kaum, da der Gang durch einen Felsvorsprung geschützt war und zudem kaum jemand den Blick so weit nach oben richten würde. Hingegen hatte man aus der Vogelperspektive einen guten Einblick in den Grund des Domes. In der Mitte der Höhle brannte ein Feuer, an dem mehrere Indios mit Kochen zubereitet waren. Abgesehen davon befanden sich noch etwa ein halbes Dutzend mir unbekannter Personen im Raum. Das große Wort führte ein hochgewachsener, schwarz-bärtiger Weißer mit scharf geschnittenem Gesicht, das von auffallend bleicher Farbe war. Die übrigen besaßen wahre Galgenphysiognomien und zeigten dem Bärtigen gegenüber ziemlichen Respekt. Ich schloß sogleich, dass es sich um Tex Baxter handeln musste, und – wie sich alsbald herausstellte – hatte ich mich nicht getäuscht.

Gegenüber von Baxter standen, an Händen und Füßen gefesselt, zwei Personen, über deren Wiedersehen ich mich derart freute, dass – ich gestehe es gerne – meine Augen naß wurden:

Bob Barring und Manuel, der Grüne Indianer!

Wir hatten sie wiedergefunden, und ich war mir sicher, dass sie nicht mehr lange in Fesseln sein würden. Im Moment konnte ich zwar von hier oben aus nichts tun, aber wir würden das Kind schon schaukeln. Da hatten wir uns schon in ganz anderen Situationen befunden, aus denen wir uns herausgeboxt hatten!

Grimmig umklammerte ich den Kolben meiner Pistole, als ich wahrnehmen musste, wie mit den Gefangenen umgegangen wurde. Zusätzlich zur erwähnten Fesselung trugen nämlich beide Schlingen um den Hals. Die Enden der Stücke hielten zwei der Kreaturen Baxters in ihren Händen. Wir kamen offenbar gerade zu einer aufschlussreichen Unterredung zwischen Bob und Baxter zurecht. Und immer dann, wenn dem Bob Barrings Antwort nicht passte, gab er seinen Kumpanen einen Wink und die zogen die Schlinge zu. Ich gestehe, dass ich des öfteren versucht war, mit der Pistole dreinzufahren und hätte dies wohl auch getan, um der Quälerei ein Ende zu bereiten, wenn nur der Gang nicht in zehn Meter Höhe geendet hätte. Aber ich nahm mir vor, dem Gangsterboß für sein Verhalten eine gehörige Abreibung zu verpassen, wenn sich nur die Gelegenheit dazu bieten würde.

Ich will die Sache kurz machen. Tex bot Bob eine Kooperation an bei der Suche nach einem zweiten Gegenstand von der Konsistenz des beschlagnahmten Dolches. Um Zeit zu gewinnen, hatte Bob einen derartigen Deal offenbar anfänglich nicht ausgeschlossen. Jetzt wollte Baxter aber konkrete Unterstützung. Er vermutete, dass Manuel aufgrund seines besonderen Status Näheres über einen zweiten Dolch wissen musste. Zu dieser Auffassung hatten ihn – wie wir später erfuhren – auch die beiden Huaqueros José und Enrique bestärkt – vermutlich auch um ihre eigene Haut zu retten. Der Grüne Indianer reagierte auf Fragen, Vorhaltungen und Drohungen überhaupt nicht. Für Manuel war Baxter einfach Luft.

So hielt sich dieser an Bob, der versuchte, diplomatisch zu agieren. Sein Spielraum war aber offenbar zunehmend geringer geworden – und ich gewann den Eindruck, dass Baxters Geduld am Ende war. Nachdem er sich die Wut von der Leber geredet hatte und seine Helfer Bob und Manuel genügend schikaniert hatten, zog er mit schneidend kalter Stimme folgendes Resümee:

„Barring, wenn dir dein Leben lieb ist, sagst du bis morgen früh, wo wir in dieser verdammten Festung etwas finden werden. Weigerst du Dich und sagt auch der Grüne nichts, so stirbt erst er und dann alle Stunden ein Weiterer von euch. Glaub mir, ich spaße nicht ...“

Ich jedenfalls nahm das für bare Münze. Wir mussten Bob und die Gefährten noch diese Nacht befreien – koste es was es wolle.

Aber es sollte alles ganz anders kommen, da die Ereignisse eine ungeahnte Wendung nahmen.

Um die Situation zu begreifen, in welche Bob, Manuel und die anderen geraten waren, gehe ich nun auf Geschehnisse ein, in welche die Kameraden nach unseren Abschied an der zerrissenen Brücke verwickelt wurden.

12 Abenteuer in Pomacochas

Zum besseren Verständnis der Leser gebe ich nun wieder, was mir Bob später über seine Abenteuer erzählte, die er und die Gefährten nach unserer Trennung erlebt hatten.

Nachdem wird durch das Unglück auf der Brücke zu einer vorübergehenden Trennung gezwungen waren, setzte die Expedition ihren Weg ohne Säumnis fort. Es galt, die Festung Pomacochas vor Tex Baxter zu erreichen. Manuel führte die Gefährten in ein enges Hochtal, in dem keine Spur eines Weges zu bemerken war. Da keine weiteren Schwierigkeiten auftraten, näherte sich der Troß am Spätnachmittag dem Ziel. Nach einer Talbiegung eröffnete sich ein überraschender Anblick – die Festung lag im Licht der tiefstehenden Sonne vor ihnen.

Der Anblick grell beleuchteter gewaltiger Umfassungsmauern war schlicht spektakulär. Bestehend aus großen Steinquadern ragten sie etwa zwanzig Meter hoch auf einem Bergrücken empor. Die Blöcke waren zwar nicht fugenlos, wie bei typischen Inkabauten, aneinandergefügt, aber die gesamte Anlage wirkte äußerst imposant. Bob schätzte die Seitenlänge auf etwa fünfhundert Meter, und Manuel meinte, dass dies noch zu gering gegriffen sei. Die Quader der Außenmauern waren etwa einen Meter lang und vierzig Zentimeter hoch. Stellenweise waren Teile der Mauern ausgebrochen, und da konnte man sehen, dass die Quadersteine etwa gleich breit wie hoch waren. Hinter den ausgebrochenen Stellen glänzte die Erde braunrot in der tiefstehenden Sonne. Zusammen mit den gelbbraunen Blöcken und der grünen Vegetation ergab das ein farbenprächtiges Bild, welches auf die Gefährten großen Eindruck machte.

Die Gefährten beschlossen, nicht gleich in die Festung vorzudringen, sondern erst das Terrain zu sondieren. Deshalb ritt man wieder eine kurze Strecke zurück, um an einer geeigneten Stelle das Nachtlager zu beziehen. Bei Einbruch der Dämmerung machten sich Bob und Manuel auf den Weg, um in die Festung vorzudringen. Sie wollten feststellen, ob sich Tex Baxter mit seinen Leuten bereits in Pomacochas befand. Diese Aufgabe war heikel, da unsere Konkurrenten mit Sicherheit Wachen postiert hatten – falls sie überhaupt schon angelangt waren. Aber Bob besaß in solchen Dingen einige Erfahrung, und auf Manuel war unbedingt Verlaß. Zudem kannte er die Anlage von früher, was sicherlich einen großen Vorteil darstellte.

„Die Festung besitzt vier Eingänge, zumindest meiner Kenntnis nach“, erklärte Manuel, nachdem er und Bob aufgebrochen waren. „Wir wählen den

abgelegensten, da dieser am ehesten unbewacht sein dürfte – für den Fall, dass sich jemand in der Festung befindet. Dazu schleichen wir zunächst mehrere hundert Meter an der Außenseite entlang“. Gesagt-gegan. Unangenehm für unser Unternehmen war nur der Mond, der hell am Himmel stand. Um möglichst ungesehen zu bleiben und sich im Schatten zu halten, waren einige Umwege zu nehmen. Unter Manuels Führung erreichten sie schließlich den Eingang ohne Schwierigkeit. Im Schein des Mondes erkannte dort Bob verschiedene Tiersymbole, die uns später immer wieder in Pomacochas begegneten. Es handelte sich um den Puma, die Schlange und den Kondor.

Vorsichtig überprüften die beiden, ob das Tor zur Festung bewacht war. Dies schien nicht der Fall zu sein, und so tasteten sie sich eine schmale Treppe empor. Der steile Aufstieg endete auf einer Terrasse. Hier wuchsen einige Bäume, in deren Schatten Bob und Manuel innehielten. „Meines Wissens gibt es mehrere Zugänge zum Inneren der Festung“ erklärte der Grüne Indianer. Unser Problem ist die Ausdehnung von Pomacochas. Es existieren eine Reihe unterirdischer Kammern, die durch ein Gewirr von Gängen verbunden sind. Falls die Baxter-Leute hier sind, und sich ruhig verhalten, können wir sie nur schwer aufstöbern“.

Doch dieses Problem löste sich von selbst. Denn als die beiden weiter vorwärts drangen, hielt Manuel plötzlich inne. „Riechst du nichts?“ fragte er Bob. Doch obwohl der eine feine Nase hatte, konnte er mit dem Geruchsempfinden des Indianers nicht konkurrieren. „Rauch – das kann nur Baxter sein, denn für Indios wäre ein Lager in Pomacochas tabu“.

Nach kurzer Zeit erreichten die Freunde eine größere Anzahl halbverfallener Rundhäuser. Etwas abseits davon, inmitten von Mauerwerk, ragten die Reste eines Turmes empor. „Hier waren die Krieger untergebracht, welche die Festung verteidigt hatten. Ein Abstieg ins Festungsinne befindet sich in jenem Turm“, erklärte Manuel.

Sie peilten den Turm an. Beim Näherkommen roch auch Bob den Rauch. „Hier müssen wir besonders achtsam sein, Baxter wird wohl Wachposten aufgestellt haben“, meinte Bob. Doch abermals erwies sich Vorsicht als unnötig. Kein Mensch bewachte den Eingang, und die Gefährten drangen in den Turm vor. „Unvorsichtige Gringos“, flüsterte der Grüne abfällig. Erst später wurde uns klar, weshalb wir ungehindert vordringen konnten. Baxter – denn um dessen Gruppe handelt es sich tatsächlich – war auf anderem Weg in die Festung gelangt, und

hatte bei diesem Eingang Wachen postiert. Von unserem Zugang hatte er keine Ahnung.

Bob knipste seine Stablampe an und verdeckte vorsichtig den Lichtschein. Halbverdeckt von Trümmern bemerkten die beiden den Beginn einer steil nach unten führenden Stiege. Der Abstieg dauerte lange, da Stufe für Stufe zu prüfen war. Diese waren kompakt genug, sodass ein Absturz nicht zu befürchten stand.

Um unsere Anwesenheit nicht zu verraten, galt es zu vermeiden, dass herumliegendes Mauerwerk die Treppe hinunterfiel.

Als die Treppe schließlich zu Ende war, führten mehrere Gänge in verschiedene Richtungen. „Der Festungsberg ist durchlöchert wie ein Schweizer Käse“, meinte Bob sarkastisch, „wohin sollen wir uns wenden?“ „Wir folgen dem Geruch des Rauches“, meinte Manuel. Aber obwohl sich dieser deutlich verstärkt hatte, sah sich Bob außerstande festzustellen, woher er kam. Wieder bedurfte es den scharfen Sinn Manuels, um einen Weg zu wählen.

Dieser erwies sich schon bald als richtig. Rauchschwaden kamen uns entgegen, und an Decke und Wänden des Ganges spiegelte sich ferner Feuerschein ... Gleichzeitig vernahmen wir undeutliches Stimmengewirr. Vorsichtig schlichen wir weiter; die Lampe war längst abgeschaltet. Jetzt wurde der Rauch allmählich unangenehm. Beißende Schwaden erfüllten den Gang und verursachten Hustenreiz. „Keine gute Stelle zum Erkundigen“, stellte Manuel enttäuscht fest. „Ich hätte zumindest gerne gewusst, mit wie viel Gegnern wir zu rechnen haben. Vielleicht hätten wir auch aufschlussreichere Gespräche belauschen können“, ergänzte Bob.

„Auf diese Weise ist es unmöglich – wir müssen umkehren“, entschied der Grüne Indianer. „Seien wir zufrieden, dass wir nicht entdeckt worden sind“. Bob stimmte zu, äußerte jedoch unzufrieden: „Das ist nicht unser Tag. Zuerst der Riß der Brücke, und nun das. Das ist genug für heute“.

Aber damit sollte er sich ausnahmsweise täuschen. Es sollte bald noch schlimmer kommen ...

Da die Freunde das Terrain bereits kannten, nahm der Rückweg deutlich weniger Zeit in Anspruch. Bald verließen sie die Festung und trachteten ins Lager zurückzukommen, um wenigstens noch ein paar Stunden Schlaf zu ergattern.

Aber als sie die Talöffnung erreicht hatten, von der aus sie die Festung im Abendsonnenschein vor sich hatten liegen sehen, erlebten Bob und Manuel eine böse Überraschung. Einige dunkle Gestalten tauchten plötzlich auf, stürzten sich auf die Freunde und überwältigten sie im Nu. Nach all den Anspannungen, denen sie ausgesetzt waren, hatte ihre Aufmerksamkeit offenbar zu sehr nachgelassen.

Zusammen mit den ebenfalls gefangenen restlichen Expeditionsteilnehmern wurden sie in die Höhle bugsiiert, in der Baxter mit seinen Leuten sein Lager aufgeschlagen hatte.

„Hätte nicht gedacht, so rasch wieder hier zu sein“, brummte Bob sarkastisch. „Ich könnte mich ohrfeigen wegen unserer Unachtsamkeit“.

Verursacher dieses Desasters war Enrique, der Bruder des Huaqueros. Er war zur Überzeugung gelangt, dass mit unserer Expedition kein Profit für ihn herauschaute. Da Enrique mitbekommen hatte, dass sich Tex Baxter gemeinsam mit seinem Bruder José im Anmarsch befand, beschloß er auszurücken. Manuel und Bobs Abwesenheit schienen Enrique eine gute Gelegenheit zu bieten. Er schlich sich einfach davon und strebte jenen Teil der Festung an, der ihm von seinem früheren Aufenthalt mit José bekannt war. Mit Recht nahm er an, dass José Baxter wohl dorthin führen würde. Unglücklicherweise für uns traf Enrique dort auf seinen Bruder, und Baxter ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, uns in seine Gewalt zu bringen.

Ich will die Erzählung Bobs nicht zu sehr ausdehnen. Die Gefährten wurden nicht schlecht behandelt. Sie waren zwar gefesselt und wurden scharf bewacht. Ansonsten wurden sie aber ausreichend versorgt. Baxter war Bob aus den Staaten bekannt, wo beide bereits früher aneinander geraten waren. Bob schätzte Baxter als gefährlichen Tatmenschen ein, der seine Brutalität hinter einer umgänglichen Maske verbarg. Baxters Leute waren ein bunt zusammengewürfelter Haufen gescheiteter Existenzen, die rasch reich werden wollten, und mit denen sicherlich nicht gut Kirschen essen war. Der Rest der Truppe bestand aus indianischen Söldnern, für die Expedition angeworben und zu niederen Diensten verpflichtet. Auch diesen galt ein Menschenleben wenig bis gar nichts.

Tex Baxter besaß zwar allerhand Eigenschaften, wie Risikobereitschaft, Mut und Erfahrung in derartigen Unternehmen, die ihn als Erfolgstypen prädestinierten – aber psychologische Fähigkeiten gehörten nicht dazu. Denn er wandte sich an Bob Barring, um diesen zu einer Kooperation zu überreden. Bob war schlau genug, Baxter hinhaltend zu begegnen. Natürlich dachte er nicht im Traum daran, sich auf eine Zusammenarbeit mit dem Gangster einzulassen. Aber eine direkte Absage hätte für die Gefährten vermutlich fatale Auswirkungen gezeitigt.

13 Der Überfall der Chimalli

Zurück zur geplanten Befreiung von Bob und Konsorten. Wir waren uns einig, dass wir heute Nacht die Befreiung unserer Freunde angehen mussten. Andernfalls stand zu befürchten, dass Baxter seine Drohung wahr machen würde. Denn man konnte nicht erwarten, dass Manuel sich in irgendeiner Weise kooperativ zeigen würde. Dafür war er wohl viel zu stolz.

„Der Grüne kann nichts sagen. Tatsache ist, dass es in ganz Pomacochas keinen solchen Dolch gibt – zumindest ist mir nichts davon bekannt“, meinte Tarwater pessimistisch. „Und ich müsste es wissen, da ich die Festung seit dreißig Jahren kenne“, fügte er hinzu. Juan konnte seine Enttäuschung nicht verbergen. Auch ich fühlte das Erreichen unseres Expeditionszieles in weiter Ferne gerückt, versuchte jedoch, mir meinen Frust nicht anmerken zu lassen. Denn Manauia hatte uns bei der Äußerung ihres Großvaters gespannt beobachtet. Aber sie richtete ihr Interesse ohnehin nahezu ausschließlich auf Juan. Seine Reaktion schien ihr sichtlich nicht zu behagen.

„Also seid ihr nur hier, um unsere Schätze mit euch zu nehmen“, stellte sie vorwurfsvoll fest. Aber das werden die Götter zu verhindern wissen. Laßt ab von eurem Unterfangen bevor es zu spät ist“, wandte sie sich beschwörend an uns.

Juan antwortete nicht, und auch ich zog es vor zu schweigen. Was hätte ich entgegen sollen? In gewissem Sinn waren wir nicht viel besser als Grabräuber, welche die Totenruhe ihrer Vorfahren störten. –

Problematisch war unsere Unwissenheit über den Ort, wo die Gefährten gefangen gehalten wurden. Tarwater wusste, dass es im Umfeld des Domes eine Reihe von Kammern gäbe, wohin man die Gefangenen gebracht haben könnte. Die Überwältigung der Posten würde wohl keine einfache Sache sein. Und auf eine offene Auseinandersetzung konnten wir es nicht ankommen lassen – dafür waren wir zahlenmäßig unterlegen. Manauia schätzte Baxters Gruppe auf mehr als dreißig Mann, was einer mehr als achtfachen Übermacht entsprach.

Wir beschlossen, uns von unserem Beobachtungsposten in den Dom abzuseilen, und unten weiterzusehen. Den von Baxters Leuten benützten Haupteingang wollten wir vermeiden, da der sicherlich gut bewacht sein würde.

Wir bereiteten alles vor und dann begann das Warten, bis unten im Lager Ruhe eintrat. Dies war aber lange nicht der Fall. Ganz im Gegenteil – es wurde unten irgendein Ereignis gefeiert, wobei offensichtlich tüchtig dem Alkohol zugesprochen wurde.

Nicht nur die Weißen, auch die Indios konsumierten beträchtliche Mengen Pisco²⁰ und Maisbier. Erst wurde gesungen, später nur noch gegrölt.

„Wohl in ein, zwei Stunden sind die da unten sternhagelvoll. Dies erhöht unsere Erfolgsaussichten beträchtlich“, erklärte Tarwater und wir stimmten ihm erfreut zu.

Zu fortgeschrittener Stunde tauchte auch Baxter mit zwei seiner Unteranführer auf. Die drei schienen aus einer Besprechung mit den Huaqueros zu kommen. Offenbar hatten sie sich zerkracht. Baxter beschuldigte José und Enrique der Unfähigkeit. Er drohte, sie den Behörden auszuliefern oder mit noch Schlimmeren, wenn sie ihm das Objekt der Begierde nicht verschaffen würden.

Die Weißen saßen am großen Feuer und tranken Schnaps. Die Indianer hatten sich etwas abseits vom Lagerfeuer gelagert, sofften Maisbier und steckten ihre Köpfe zusammen. Aus ihrem ganzen Verhalten gewann ich den Eindruck, dass sie von den Huaqueros gegen Baxter aufgehetzt wurden. Möglicherweise eskalierte die Situation und wir brauchten uns nur mehr mir den Siegern auseinandersetzen.

20

Traubenschnaps, Branntwein.

Aber es bedurfte weder des Alkohols noch einer möglichen Kontroverse zur Unterstützung unserer Absichten. Denn die Geschehnisse nahmen einen gänzlich unerwarteten Verlauf.

Vom Eingang her hörte man plötzlich tumultartigen Lärm, Schreie ertönten und Schüsse krachten.

Sowohl die Indios als auch die Weißen sprangen erschrocken vom Feuer auf, zumindest jene, die noch dazu fähig waren. Denn einige waren schon derart betrunken, dass sie entweder nur herumtorkelten oder gleich liegen blieben.

Da – was war das ...?!

Aus dem Hintergrund des Doms huschten schattengleich etwa ein dutzend Gestalten hervor und drangen auf Baxters Leute ein. Dabei ging es nicht zimperlich zu: Messer blitzten, Keulen wurden geschwungen, und kurze Speere kamen zum Einsatz. Aufgrund des Überraschungseffektes gelang es den Eindringlingen, Baxters Männer rasch zu überwältigen.

Inzwischen hatten die Schüsse am Eingang aufgehört. Offenbar waren die Wachen dort überwältigt, und ein Schwarm Indios strömte herein.

„Meine Chimalli“, erklärte Tarwater. „Ich habe sie nicht so bald erwartet. Sie müssen nach unseren Verschwinden wie die Teufel hierher geritten sein, da wir ja auf direktem Weg über den Fluß viel schneller hierher gelangt sind ...“, fügte er hinzu, wobei ein gewisser Stolz in seiner Stimme mitschwang.

„Auch wir haben nichts Gutes von ihnen zu erwarten“, entgegnete Juan besorgt. „Und unsere gefangenen Gefährten bekommen jetzt nur andere Gefängniswärter ...“

„Warten wir es ab“, beschwichtigte ihn Manauia. „Ich sage voraus, dass die Sache ganz anders ausgehen wird, als du dir vorstellst“.

Und sie sollte Recht behalten.

Der Überfall hatte Opfer gekostet. Auf beiden Seiten hatte es Tote und Verwundete gegeben. Baxter und seine Leute wurden gefesselt, wobei auf die Verletzten wenig Rücksicht genommen wurde.

Baxter selbst, der offenbar unverletzt geblieben war, protestierte laut und drohte den Siegern mit der Vergeltung seitens der Regierung.

Da trat ein Chimalli auf ihn zu, offenbar der Anführer der Eindringlinge. Jetzt erst erkannte ich Zolin, mit dem wir in der Ciudad Perdida aneinandergeraten waren.

Zolin funkelte Baxter wütend an: „du drohst mir, verdammter Gringo – hier nimm das“. Und er riß einen Streifen von Baxters Hemd ab, knäulte es zusammen und schob es diesem brutal in den Mund. Dessen Gegenwehr war vergeblich.

„Weißt du, was euer Schicksal ist?“ fuhr Zolin erregt fort. „Ihr alle werdet die Sonne nicht mehr sehen. Ihr werdet den Göttern geopfert, um deren Zorn zu besänftigen. Man wird euch das Herz herausreißen, und ich werde euer Blut trinken ...“

Jetzt war Tex Baxter, der hartgesottene New Yorker Gangster, doch beeindruckt. Dennoch entgegnete er ungläubig „Das wirst du nicht wagen, die Regierungstruppen würden unseren Tod fürchterlich rächen“.

„Ich spotte der Regierung“, erwiderte Zolin zornig. „Und damit du erkennst, dass es uns ernst ist, siehe das –“

Blitzschnell wandte er sich um, den Huaqueros zu, die ebenfalls gefesselt am Boden lagen. José schien in keinem guten Zustand, denn er blutete aus einer unversorgten Wunde an der Schulter. Zolin packte ihn am Haarschopf und hob ihn mit spielerischer Leichtigkeit empor. Da – das Blitzen eines Messers. Ein dicker Blutstrahl schoß aus dem Hals des unglücklichen Grabräubers. Zolin hatte José mit einem Schnitt die Gurgel durchtrennt.

Wir blickten und betreten an. Diese brutale Konsequenz hätte ich Zolin nicht zugetraut. Das Entsetzen spiegelte sich auch in Manuias Gesicht wider, und Tarwater meinte angewidert: „Wenn Zolin Häuptling wird, bedeutet dies das Ende

der Chimalli-Kultur. Aber es wird schwer sein, seinen Aufstieg zu verhindern. Und wir bleiben jetzt besser in unserem Versteck“. –

Jetzt hatten die Chimalli offenbar die Gefangenen entdeckt. Denn Bob, Manuel und die anderen Freunde wurden hereingetragen und zum Feuer gelegt.

Zolin musterte jeden einzeln. Grimmig stieß er hervor „Noch weiteres Gringo-Pack, gierig nach unseren Schätzen. Ihr bleibt gefangen. Wir werden noch heute über euch zu Gericht sitzen“.

Bob konnte die neue Situation nicht einschätzen. Ich sah, wie er zunächst Manuel fragend ansah, doch dieser reagierte nicht. Und Miguel zuckte mit dem Schultern – er war von den Geschehnissen offenbar auch überfordert.

Nun wandte sich Zolin dem Grünen Indianer zu. Es war unschwer festzustellen, dass Manuel kein gewöhnlicher Indio war. Allerdings war – wie mir Bob später erzählte – der kleine grüne Kreis, der die Stirn Manuels schmückte infolge der langen Gefangenschaft verblasst und kaum mehr sichtbar.

„Was ist mit dir, Verräter an deiner Rasse“, fuhr in Zolin an. Dir wird dasselbe geschehen wie den Huaqueros. Manuel blieb bei seinem Schweigen. Dies erzürnte den Chimalli so sehr, dass er ihn an der Brust packte und hochhob. Ich zückte meine Pistole. Wenn Zolin dasselbe zu tun beabsichtigte wie zuvor mit José, würde ich das zu verhindern wissen, auch wenn ich beim flackernden Licht des Feuers meines Schusses keineswegs sicher war.

Aber es kam ganz anders.

Beim Hochreißen zerriß der Umhang, den Manuel trug, und legte seine Brust frei.

Ein erstaunter Schrei von Zolin, gefolgt von weiteren Ausrufen umstehender Indios. „Er hat das Zeichen, er hat das Zeichen auf seiner Brust ...“, stieß Zolin hervor. „Wer bist du, dass du die Tätowierung unserer Vorfahren trägst?“

Dabei hatte Zolin den Grünen Indianer überrascht losgelassen und war in die Knie gesunken. Alle Chimalli folgten dieser Demutsgeste.

„Löse meine Fesseln und du wirst es erfahren“, brach Manuel sein bisheriges Schweigen.

Auf einem Wink Zolins näherten sich zwei Chimalli Manuel und zerschnitten die Stricke an seinen Händen und Füßen. Der Grüne streckte und reckte sich. Dann ergriff er ein Messer und löste Bobs Fesseln. Niemand protestierte.

Und nun geschah etwas, bei dessen Erinnerung mir heute noch ein Schauer über den Rücken rieselt. Manuel, der die untere Befreiung der Kameraden Bob überließ, schaute zu unseren Beobachtungsposten und rief mit vernehmlicher Stimme: „ihr könnt herunterkommen von eurem Versteck. Die Gefahr ist vorüber. Die Chimalli werden euch nichts mehr anhaben – sie sind unsere Freunde“.

Der Leser weiß von meinen früheren Abenteuern, die ich gemeinsam mit Bob Barring zu bestehen hatte, dass ich ein Herz für Okkultismus habe. Mir ist bewusst, dass viel Scharlatanerie mit im Spiel ist, aber es bleibt ein Rest an Extra-Sensorischem, der mit rationalen Mittel nicht erklärbar ist. Der vorliegende Fall belegt diese Tatsache auf eindringliche Weise. Wie konnte Manuel von unserer Anwesenheit wissen? Mit seinen Sinnen, das heißt mit Sehen und Hören, hatte er uns nicht wahrnehmen können. Als ich ihn später um eine Erklärung bat, meinte er achselzuckend: „Ich habe versucht, mit euren Seelen Kontakt aufzunehmen, damit ihr zu unserer Befreiung herbeieilt. Dies ist mir zunächst nicht gelungen. Aber dann bin ich mit Manauia in Verbindung getreten und habe dadurch erfahren, wo ihr seid“. Und als ich diese dann diesbezüglich ansprach, nickte sie nur, hüllte sich aber ansonsten in Schweigen.

Wir waren wie vom Schlag gerührt.

Manauia brach unsere Erstarrung! „Los, folgen wir Manuels Aufforderung. Ich werde euch zum Eingang des Domes führen“, forderte sie uns zum Aufbruch auf. Wir robbten zurück und betraten nach einem längeren Marsch durch die Gänge zum ersten Mal die Halle.

Die Begrüßung mit den Gefährten verlief durchaus herzlich. Bob schloß mich in seine Arme – für ihn als kühlen Engländer ein eher ungewöhnlicher Gefühlsausbruch, der durch die lange, gefahrenreiche Trennung erklärbar war.

Manuel reichte mir freudig lächelnd die Hand. „So hat sich alles zum Guten gewendet. Zunächst zumindest, denn die weiteren Vorzeichen sind nicht gut“. Die steile Sorgenfalte auf seiner Stirn kündete von seiner Besorgnis und holte mich auf den Boden der Realität zurück.

Auf meine Bitte hin zeigte mir Manuel das Zeichen auf seiner Brust, welches zur überraschenden Wendung geführt hatte. Es handelte sich um einen Kondor mit ausgebreiteten Schwingen. Die ursprünglich blauschwarze Tätowierung war zwar stark verblasst, aber – zu unserem Glück – doch noch hinreichend sichtbar. Als ich ihn später nach der Bedeutung fragte, antwortete er „Nur Abkömmlinge der Inka sind berechtigt den Condor zu tragen. Als Zweig der Chachapoya, die nie ganz von den Inka bezwungen worden sind, deren Oberhoheit sie aber schließlich anerkennen mussten, wissen die Chimalli über diese Dinge Bescheid. Sie haben die Überlegenheit der Inka akzeptiert – deshalb unsere Freilassung.“

14 Terramoto ...!

Nach dem Abebben der allgemeinen Begrüßungsfreude gingen wir daran, unser weiteres Vorgehen festzulegen. Zunächst musste über das Schicksal der gefangenen Baxter-Leute entschieden werden.

Und bereits hier zeigten sich tiefgreifende Unterschiede in der Einstellung der Chimalli. Während sich Tarwater, Manauia und ein paar andere für eine Auslieferung der Baxter-Gang an die Regierungstruppen aussprachen, war die Mehrheit der Chimalli mit Zolin an der Spitze, für die Todesstrafe der Banditen, insbesondere für Baxter. Zwei Gründe schienen ihnen dafür maßgeblich. Die notorische Korruption lateinamerikanischer Behörden, sowie – der wesentlichere Grund – die Offenlegung von Pomacochas vor der Weltöffentlichkeit. Wenn nämlich so viele Gringos über die Lage der Festung Bescheid wissen, war es mit deren Abgeschiedenheit geschweige der Geheimhaltung endgültig vorbei. „Tote können nichts weitererzählen“, brachte Zolin seine Ansicht auf den Punkt.

Auf Anregung des Grünen Indianers wurde beschlossen, eine Versammlung abzuhalten, die über Baxters Schicksal und jenes seiner Kumpane entscheiden sollte. Zolin wagte nicht, dagegen zu opponieren, obwohl er liebsten Baxter gleich aus dem Weg geschafft hätte. Ich hegte zwar auch keinerlei Sympathie für den Gangsterboß, aber ihn kalt lächelnd zu exekutieren, hielt ich doch für übertrieben.

Die Versammlung sollte an einem speziellen Ort innerhalb der Festung abgehalten werden, der bereits früher dafür diente. Die Chimalli hielten auf Tradition und wählten deshalb diese Kammer, die abseits des Felsendomes lag. Neben Manuel, Tarwater und Zolin sollte auch Bob daran teilnehmen. Gegen letzteren sprach sich Zolin aus, musste es aber auf Veranlassung Manuels zähneknirschend akzeptieren. Zum Ausgleich waren zwei weitere Krieger aus Zolins Gruppe zugelassen. Manauia war als Frau ausgeschlossen.

Wir machten uns darauf gefasst, dass es einen harten Strauß auszufechten galt. Manauia und ich würden inzwischen auf die Jagd gehen. Unsere Vorräte waren bedenklich zusammengeschrumpft, und wir wollten endlich wieder ‚Fleisch machen‘. Jimenez und Roullé stöberten in der Festung nach Altertümern. Zwei

Chimalli sollten darauf achten, dass sie sich nicht im Labyrinth der Gänge und Kammern verirrt.

Die Gefangenen wurden in einer Steinkammer des Domes festgesetzt, da sie dort am besten unter Bewachung gestellt werden konnten.

Als ich mit Manauia losritt, freute ich mich zunächst wieder übers Tageslicht und Sonnenschein. Nachdem wir auf unseren Maultieren eine beträchtliche Strecke zurückgelegt hatten, gelang es zwei Alpakas zu erlegen. Da wir unseren Reittieren keine größere Last zumuten konnten, kehrten wir um.

Am Rückweg fiel mir dann ihre Einsilbigkeit auf. Ich nahm an, dass sie lieber mit Juan zusammen gewesen wäre und sprach sie auf einer kurzen Rast auch darauf an.

Ihre Antwort überraschte mich in doppelter Hinsicht. „Ja, ich mag Juan sehr. Aber ich fühle, dass meine Zuneigung von ihm nicht erwidert wird. Er hat mir vorgeschlagen, mit ihm in die Festung zu gehen. Aber die Schätze, die er sucht, sind andere als jene, die ich anstrebe“. Dabei griff sie sich an die Brust und sah mich mit einer Mischung von Wehmut und Entsagung an, die mich tief berührte.

„Ich fühle auch deine Zuneigung zu mir, Rolfo“, fuhr sie mit der Offenheit eines Naturkindes fort. „Gerne würde ich dir sagen, dass ich sie – wenn auch jetzt noch nicht – mit der Zeit vielleicht erwidern kann. Aber diese Zeit haben wir nicht, zumindest ich nicht. Ich sehe Schatten über der nahen Zukunft, schwarze Schatten, die niemanden von uns das Erhoffte bringen ...“

Nach Manuel war das die zweite pessimistische Vorhersage innerhalb nur kurzer Zeit. Ich hielt viel auf die Einsichten von Menschen, die mit der Natur und sich selbst in Einklang sind. Welche bösen Entwicklungen hielt die nahe Zukunft für uns verborgen.

Da erfüllte ein donnerndes Krachen die Luft und ich spürte einen Stoß, der uns beide zu Boden warf. Wieder ein Erdbeben, diesmal noch stärker als beim letzten Mal. Vor mir konnte man sehen, wie Wellen über den Boden liefen. Vom Berghang prasselten erst Steine, dann größere Feldbrocken zu Tal.

Ich packte Manauia und riß sie in letzter Sekunde unter einem Felsvorsprung. Eines unserer Maultiere wurde von einem Felsblock getroffen und darunter begraben. Das andere scheute und galoppierte davon.

Die Erdstöße hörten nicht auf, wurden vielmehr stärker. Dumpfes Grollen schien von überall herzukommen. Staub stieg auf und verursachte starken Hustenreiz.

„Wohin – wohin?“ fragte Manauia verzweifelt. Sie hatte in meinen Armen Zuflucht gesucht. Steine, Sand, Sträucher – alles stürzte zu beiden Seiten an uns vorbei in die Tiefe. Die Felsnase, unter der ich mich mit Manauia geflüchtet hatte, bewahrte uns vor dem Steinschlag. Und da kam mir eine ähnliche Situation in Erinnerung, in der ich mich einst auf einer Südseeinsel befunden hatte, auch mit einer geliebten Frau. Das damalige Beben war deutlich schwächer gewesen, die eigentliche Gefahr ging von einem Vulkanausbruch aus²¹. Beide Male waren es Eingeborenen-Mädchen, für die ich mich verantwortlich fühlte. Damals war es Maui, jetzt Manauia ...

Im Unterschied zum Elementarereignis in der Südsee, dem wir stundenlang ausgesetzt waren, dauerten die Erdstöße jetzt nur kurze Zeit. Nach zwei, drei Minuten, die aber nicht vergehen wollten, beruhigte sich die Erde.

Eine fast unheimliche Stille breitete sich aus. Manauia hatte in ihrer Angst die Arme um meinen Hals geschlungen. Mit leeren Blick sah sie mich an und flüsterte: „Terramoto – die Götter lassen die Erde beben. Sie zürnen uns. Wir wurden verschont – aber was ist mit meinem Großvater, Manuel und den Stammesbrüdern ...?“

„Und mit Bob“, schoß es mir siedendheiß in den Sinn. Er war mit den übrigen in den Kellern der Festung geblieben – wer weiß, wie sehr dieses Starkbeben Pomacochas in Mitleidenschaft gezogen hatte. Ich löste Manauias Arme von meinem Hals. „Wir müssen hinunter – schauen ob unsere Freunde noch am Leben sind“.

21

Vergleiche „Die Südsee brennt“, Bob Barring, Nr. 27.

Da wir keine Reittiere zur Verfügung hatten, eilten wir die Strecke zu Fuß zurück. Dabei wurde das Ausmaß der Verwüstung sichtbar. Risse klafften im Boden, und herabfallende Felstrümmer erschwerten das Vorwärtskommen.

Außer Atem erreichten wir die Festung. Rein äußerlich war wenig zu merken. Lediglich an ein paar Stellen waren Steinquader aus der Umfassung ausgebrochen.

„Los, wir müssen zunächst zur Kammer, wohin sich die Chimalli mit Bob und Manuel zur Beratung zurückgezogen hatten“, spornte ich Manauia zur Eile an. Diese hatte ihre Apathie längst abgelegt und eilte voran. Als wir schließlich den Zugang zum Versammlungsraum erreicht hatten, bot sich uns ein niederschmetterndes Bild. Dort, wo vorher der Eingang lag, erhob sich ein gewaltiger Schutthaufen fast bis zum oberen Rand der Tür. Aus dem Inneren des Versammlungsraumes quollen dicke Staubwolken. Von drinnen hörte man Stimmengewirr. Ich vermeinte auch Stöhnen und Schmerzensschreie zu hören.

„Haltet aus, wir kommen euch zu Hilfe“, schrie, nein brüllte ich. Von der anderen Seite der Verschüttung antwortete Bob: „Beeilt euch, wir brauchen dringend Hilfe!“

Bob am Leben, aber in Gefahr! Wie wahnsinnig stürzte ich zum Schutthaufen und begann ihn mit bloßen Händen abzutragen. An meiner Seite Manauia, die mich tatkräftig unterstützte. Und als dann noch ein paar Chimalli auftauchten, bildeten wir eine Kette, um die Trümmer wegzuräumen, die uns von den Verschütteten trennte. Aber obwohl wir wie die Berserker arbeiteten, schien es Stunden zu dauern, bis der Schutt soweit weggeräumt war, dass wir hoffen konnten, in den Raum vor uns zu gelangen. Was würden wir dort vorfinden?

*

Zum Verständnis gebe ich nun den Bericht jener Verschütteten wieder, die durch unsere Bemühungen gerettet werden konnten.

Die Verhandlungen zwischen den beiden Gruppen der Chimalli erwiesen sich erwartungsgemäß als zäh und schwierig. Keinerlei Kompromiß schien sich abzuzeichnen, auch Einigungsvorschläge des Grünen Indianers wurden von Zolin nicht akzeptiert.

Bob, der sich anfänglich zurückgehalten hatte, wollte eben einen weiteren Vorschlag machen, als der ganze Raum zu schwanken begann. Ein donnerartiges Grollen ertönte, das direkt aus dem Erdinneren zu kommen schien.

Tarwater, der im Laufe der Jahre schon etliche Beben mitgemacht hatte, erfasste die Situation und brüllte: „Nichts wie weg, hinaus, hinaus ...“ Dabei sprang er vom Beratungsfeuer auf und strebte in Windeseile dem Ausgang zu.

Doch schon hatte sich ein schmaler Riß an der Decke gebildet, der sich schnell verbreitete. Ein Knirschen ertönte, das sich bald zu einem donnernden Dröhnen verstärkte. Mauerbrocken fielen herunter, zuerst kleinere, dann bald größere.

„Die Kammer bricht ein“, stieß Zolin entsetzt hervor. Noch bevor Tarwater, der als erster gestartet war, den Ausgang erreichte, löste sich unmittelbar über der Tür eine Felsplatte und schien direkt auf ihn zu stürzen. Im letzten Augenblick stolperte er zur Seite, sonst hätte ihn der Block unweigerlich zerschmettert. Aber den Unglücklichen ereilte dennoch ein böses Schicksal. Durch sein Straucheln war Tarwater nicht schnell genug weggekommen, sodass ihn die Platte am Bein erwischte. Er stieß einen wilden Schrei aus. Sein Fuß war unter dem tonnenschweren Felsblock eingeklemmt, und es bestand keine Hoffnung die Platte ohne mechanische Hilfe zu heben.

Steine und Mauerwerk prasselten in großen Mengen von der Decke des Raumes. Das Feuer wurde dadurch erstickt und es herrschte völlige Dunkelheit. Manuel und Bob hatten sich in eine Ecke des Raumes geflüchtet, wo es noch am sichersten schien. Als die Erdstöße schließlich abebbten, wurde auch das schreckliche Grollen leiser um dann ganz aufzuhören. Die eingetretene Stille wurde vom Stöhnen Tarwaters unterbrochen, der offenbar starke Schmerzen hatte.

Bob, der stets seine Stablampe mit sich trug, knipste sie an. Aber trotz des Lichtstrahls konnte man infolge der dicken Staubwolken kaum die Hand vor den Augen sehen. Der Staub verursachte bei allen Eingeschlossenen einen starken Hustenreiz.

Von den beiden Chimalli war einer von den herabfallenden Felsen erschlagen worden, während der zweite Krieger nur leicht verwundet zu sein schien. Zolin, Manuel und Bob waren unverletzt geblieben.

Manuel tastete sich zu Tarwater und linderte seine Schmerzen mit einem Kraut, dass er seinem Medizinbeutel entnommen hatte. Nachdem es Tarwater mit einem Schluck aus Manuels Feldflasche hinuntergespült hatte, verstummte das Stöhnen.

„Er ist eingeschlafen und muss nicht mehr leiden. Wenn er aufwacht, gebe ich ihm eine größere Dosis meiner Medizin. Dann muss er stark sein, denn ich muss ihm sein Bein abschneiden, da er sonst unter dem Felsen verdirbt“.

Bob hatte inzwischen den eingestürzten Eingang untersucht und meldete folgendes: „Es wird Stunden dauern Trümmer wegzuschaffen, um uns den Weg nach draußen zu bahnen. Falls uns von draußen wer hilft, geht es entsprechend schneller. Der Staub ist zwar äußerst unangenehm – ersticken werden wir jedoch nicht, da der Eingang ganz oben einen Spalt breit nicht verschüttet ist und ein Luftzug herrscht“.

„Wir hatten uns an einem denkbar ungünstigen Platz versammelt“, meinte der Grüne Indianer, nachdem auch er die eingetretenen Schäden einer Begutachtung unterzogen hatte. „Die Höhle in der wir uns befinden, wurde offenbar mir Mauerwerk ausgekleidet, möglicherweise um einen repräsentativen Versammlungsort zu schaffen. Und diese Bauten sind jetzt durch das Beben eingestürzt. Ich bin sicher, dass im Felsendom, der aus solidem, gewachsenen Granit besteht, kaum Schäden aufgetreten sind“. „Wie beruhigend, dass den gefangenen Gringos nichts passiert ist“, entgegnete Bob ironisch.

Da vernahmen sie von draußen Geräusche und hörten meine Rufe.

15 Entwischt

Alle halfen zusammen, um den Durchgang zu ermöglichen. Doch obwohl nun von beiden Seiten der Schutt weggeräumt wurde, dauerte es lange, bis die verkeilten Steine bewegt und schließlich entfernt werden konnten.

Schließlich war es aber doch geschafft, und Bob und ich sanken und zum zweiten Mal an diesem Tag in die Arme.

Wir holten Wasser um uns zu laben und uns den Staub vom Gesicht und Händen zu waschen. Dann war es höchste Zeit, sich um Tarwater zu kümmern. Er war inzwischen wieder zu sich gekommen. Sein Gesicht war blauschwarz angelaufen, die Lippen hatte er vor Schmerz blutig gebissen. Da sich die Platte, unter der sein Bein eingeklemmt war, auch mit der Kraft von fünf Männern keinen Millimeter bewegen ließ, war die Amputation des Unterschenkels die einzige Chance um Tarwaters Leben zu retten. Als wir ihm den Sachverhalt erklärten, zeigte er sich bemerkenswert gefasst.

„Los, vorwärts, bevor mich der Teufel holt. Wenn wir es tun müssen, dann gleich ...“, stieß er mit gepresster Stimme hervor.

Wir entfachten ein kleines Feuer, indem Manuel seine Machete ausbrannte. Zuvor hatte er ihm nochmals eine Dosis seines Kräutersaftes eingeflößt. Diesmal schief Tarwater jedoch nicht ein und verfolgte mit glasigen Augen die Operation.

Ohne Säge, geschweige denn irgendwelche chirurgischen Instrumente, löste Manuel Tarwaters Unterschenkel vom Kniegelenk. Das Bein hatten wir zuvor knapp oberhalb des Knies fest abgebunden. Geschickt durchschnitt der Grüne all die Bänder und Sehnen im Kniebereich. Übertriebene Schmerzen schien diese Prozedur Tarwater nicht zu bereiten. Manuels Medizin wirkte offensichtlich auch hinreichend schmerzstillend.

Nach etwa zwanzig Minuten war das ganze vorbei. Tarwater lag apathisch da, dicke Schweißperlen standen auf seiner Stirn. Wir hoben ihn sorgsam auf und trugen ihn ins Freie. Die untere Hälfte seines Beines liegt noch heute unter der Felsplatte in Pomacochas.

*

Als wir dann Stunden nach dem Beben zum Felsendom zurück kamen, erlebten wir dort eine unangenehme Überraschung.

Tex Baxter war mit seinen Männern ausgerückt!

Zunächst bestätigte sich die zuvor von Manuel geäußerte Vermutung, dass im Felsendom nur geringe Schäden aufgetreten seien. Dies war in der Tat der Fall.

Aber sowohl die Chimalli-Indianer als auch Baxters Männer waren verschwunden. Die Fesseln der Gefangenen waren offenbar zerschnitten worden. Wer mochte sie befreit haben? Auch die Waffen samt Ausrüstung der Baxter-Leute war weg. Sie hatten das Wirrwarr um das Erdbeben und unsere lange Abwesenheit vermutlich zur Flucht benützt. Denn auch der Platz, an dem die Reittiere zurückgelassen worden waren, erwies sich als leer. Pferde und Maultiere waren verschwunden.

Diese Tatsache versetzte uns in eine unangenehme Situation. Wo waren unsere Gefährten? Keine Spur von Juan und Pierre, die mit einigen Indios in die Keller der Festung vordringen wollten. Waren sie etwa auch verschüttet? Auch unser Führer Miguel mit unserem Team war verschwunden.

Wieder war es der Grüne Indianer, der die Situation meisterte. Er entnahm seiner Tasche eine Flöte und begann eine seltsame Melodie zu spielen. Fragend sah ich Manauia an. „Er lockt mit seinem Spiel die Mulas und Pferde an“, erklärte sie. Und in der Tat, schon nach kurzer Zeit trabte eines der Pferde an, dann kamen zwei weitere, gefolgt von einigen Maultieren. Vermutlich waren sie durch das Erdbeben scheu geworden und ausgerissen.

Zwar kamen nicht alle Reittiere zurück, aber ein Anfang war gemacht. Ohne Mulas und Pferde wären wir in dieser abgelegenen Region wohl in eine kritische Situation gelangt.

Als wir dann nach unserer Ausrüstung sahen, verbesserte sich unsere Stimmung weiter. Denn alle unsere Sachen einschließlich Waffen und Munition waren noch vorhanden. Dabei kam uns die Tatsache zu Gute, dass wir unsere Expeditionsausrüstung nach der Gefangennahme der Baxter-Banditen von deren Sachen getrennt und in eine eigene Seitenkammer gebracht hatten. Ansonsten hätten Baxters Männer diese Dinge wohl geplündert – falls ihnen dazu überhaupt Zeit geblieben wäre.

Eilig nahmen wir unsere Sache an uns und machten uns dann daran, die verschwundenen Kameraden zu suchen. Manauia und der verwundete Chimalli blieben bei ihrem Großvater zurück, den wir in den Dom umgebettet hatten. Wenn sich kein Wundfieber einstellte, würde er die Amputation überleben.

Wir beschlossen uns zu trennen. Während Bob und Manuel in der Festung nach Roullé und Jimenez suchen wollten, machten sich Zolin und ich zu Pferd auf, um die Chimalli und Baxter aufzuspüren.

Zolin brannte vor Rache. Falls uns Baxter in die Hände fiel, so hatte er sicherlich nichts Gutes zu erwarten.

„Die Götter haben uns ihren Zorn spüren lassen. Sie haben das Terramoto als Warnung gesandt. Wenn wir weiterhin die Feinde der Chimalli schonen, wird uns nächstes Mal die Erde verschlingen. Ich werde Baxter und seine Männer töten“, erklärte er zornig.

Zu diesem Zeitpunkt teilte ich Zolins Standpunkt natürlich nicht. Noch nicht, denn bald wurde ich meiner Meinung schwankend.

Die Richtung, in welche Baxters Gruppe geflüchtet war, ließ sich leicht aufgrund frischer Hufspuren feststellen. Wie erwartet, waren sie denselben Weg zurückgeritten, den sie auch hergekommen waren.

Die Gegend war neu für mich. Wir ritten zunächst ein breites Tal steil abwärts, das sich später zunehmend verengte und durch felsiges Gelände wand. Während anfänglich die Berghänge gänzlich kahl waren, tauchten danach einzelne Büsche auf, später sogar auch kleiner Bäume. Die Gipfel der Bergkette im Hintergrund erstrahlten im Sonnenlicht in gleißendem Weiß.

Nachdem wir etwa eine Stunde geritten waren und eben um eine Bergkante gebogen waren, bot sich uns – gänzlich überraschend – ein grausiges Bild. Die Leichen von etwa zwei Dutzend Indios lagen verstreut am Grund des engen Tages. Bei den meisten handelte es sich um Chimalli, es waren aber auch Teilnehmer unserer Expedition darunter. Wir stiegen ab. „Baxter, el diablo norte americano“, zischte Zolin grimmig zwischen den Zähnen hervor.

In der Tat war es das Werk des Gangsters. Wir stießen auf einen verwundeten Chimalli. Seine Verletzungen waren nicht zu schwer, sodass er uns über den unglücklichen Ablauf der Ereignisse berichten konnte. Die Chimalli und ein Teil unserer Leute hatten die Baxter-Leute nach ihrer Flucht verfolgt und waren in einen Hinterhalt der Banditen geraten. Gnadenlos hatten diese auf die Indios geschossen und die Mehrzahl niedergestreckt. Danach hatten sie die Flucht

fortgesetzt. Die wenigen Indios, die dem Anschlag entgangen waren, hatten sich – nachdem sie ihre Verwunderten notdürftig versorgt hatten – weiter auf die Verfolgung der Gangster gemacht.

Die Felsformation, von der aus die Gangster die Indios abgeschossen hatten, war für einen Hinterhalt wie geschaffen. Vier Leichen hinter der Barriere bewiesen aber, dass die Chimalli tapfer gekämpft hatten. Wir wollten schon weiterreiten, als wir bemerkten, dass sich einer der Körper bewegte. Wir wandten ihn um und blickten in weit aufgerissene Augen eines Sterbenden. Es handelte sich um einen der weißen Begleiter Baxters, der schwere Verletzungen an der Brust aufwies. Er deutete an, dass er mit uns reden wollte. Ich fasse den Bericht zusammen, den er uns zuflüsterte, teilweise so leise, dass wir den Rest erraten mussten.

Die Banditen hatten sich selbst befreit. Einem von ihnen war es gelungen, ein Messer in seiner Kleidung zu verstecken. Als beim Beben die Wächter panisch ins Freie gerannt waren, hatte er sich losgeschnitten und dann seine Kumpane befreit. Die Männer versahen sich mit ihrer Ausrüstung, die im Felsendom aufbewahrt worden war. Baxter habe noch versucht, unsere Waffen und Habseligkeiten mitzunehmen, hatte sie aber nicht finden können. Da ihn seine Männer zur Flucht drängten, ließ er davon ab. Unbehelligt gelangten sie zu den Reittieren, die zu diesem Zeitpunkt noch verfügbar waren. Baxter versuchte, die von ihm nicht gebrauchten Pferde und Mulis zu vertreiben, wurde dabei jedoch von Chimalli gestört. Diese hatten sich nach dem ersten Schreck gefangen, das Fehlen der Gefangenen bemerkt und sich auf deren Verfolgung begeben ...

Darüber hinaus sagte der Schwerverletzte nichts. Als ich ihn nach seiner Herkunft fragte und wen ich benachrichtigen sollte, seufzte er tief auf, drückte mir die Hand, drehte seinen Kopf zur Seite und verschied.

Zolin schwang sich auf das Pferd und musterte mich fragend. Wortlos folgte ich ihm. Uns war klar, was wir zu tun hatten. Wir hefteten uns auf die Fersen der Flüchtenden und deren Verfolger, hoffend, dass die Chimalli nicht abermals in eine Falle liefen.

Wir waren noch nicht lange geritten, als wir Schüsse hörten, die in längeren, unregelmäßigen Abständen fielen. Bald danach traten die Wände der Schlucht immer enger zusammen. Vor uns entdeckten wir ein halbes Dutzend Chimalli, die hinter Feldblöcken Posten bezogen hatten. Sie begrüßten Zolin freudig. Die

Situation war schnell erklärt. Nicht weit von uns verengte sich die Schlucht so weit, dass sich die Wände fast berührten. Dort hatten Baxters Leute Stellung bezogen. Nur ein paar mit Repetiergewehren ausgerüstete Schützen konnten von dort eine ganze Armee aufhalten. Und – wie wir an den nur ab und an fallenden Schüssen erkannten – es waren nur zwei Gewehre, mit denen sich die Schützen die Indios vom Leib hielten. Der Rest von Baxters Gang war vermutlich schon längst über alle Berge entwischt.

Guter Rat war teuer. Die Wände des Canyons waren glatt und schienen unbezwingbar zu sein. Selbst Zolin, dem die Gegend wohl hinreichend bekannt war, wusste keinen anderen Ausweg als das Sperrfeuer großräumig zu umgehen oder umzukehren.

Wir entschieden uns für letzteres. Die Gefährten brauchten uns jetzt nötiger. Sie mochten entscheiden, was nun zu tun sei.

Zolin befahl den Indios die Stellung zu halten, aber wir machten uns auf den Rückweg.

16 In Fels und Eis

Bei unserer Rückkehr stellte sich heraus, dass Bob und Manuel ganze Arbeit geleistet hatten. Sie hatten Pierre und Juan aus der Unterwelt von Pomacochas unverletzt geborgen.

Tarwater ging es den Umständen entsprechend gut. Er war bei Manauia und den verbliebenen Chimalli in guten Händen.

Dass uns Baxter entwischt war und auf seiner Flucht den Chimalli-Stamm dezimiert hatte, löste allgemeine Empörung aus. Nachdem wir uns restauriert hatten, beratschlagten wir, was zu tun sei. Die allgemeine Meinung war, dass die Banditen nicht ungeschoren davonkommen sollten. Ebenso wie Bob trat ich dafür ein, Baxter zu verfolgen, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen.

Der Grüne Indianer beteiligte sich jedoch nicht an den Beratungen. Er saß abseits, offenbar in tiefes Nachdenken versunken. Als ich ihn um seine Meinung fragen wollte, fiel mir sein starrer Gesichtsausdruck auf.

„Er ist weit weg in einer anderen Welt – du darfst ihn jetzt keineswegs stören“, warnte mich Manauia. Als wir uns schlafen legten, verharrte Manuel noch in seiner Stellung.

Aber dann, noch vor Sonnenaufgang, weckte er uns. „Ich habe große Dinge gesehen, die auch für euch von Bedeutung sind. Wir können uns nicht mit der Verfolgung Baxters aufhalten – das sollen die Chimalli tun. Unsere Aufgabe ist jetzt wichtiger. Hört mich an, Freunde ...“

Gespannt warteten wir auf seine Erklärungen.

„Hoch in den Bergen, nahe beim Thron der Götter, liegt die *Casa del Condor*. Dieses Haus des Condors ist eine sagenhafte Stätte der Inka. Deren Lage wird von Generation zu Generation der Nachkommen der Inka vererbt. Aber das Eis der Gletscher ist seit Erbauung der Casa gewachsen und hat den Eingang versperrt“.

Erschöpft hielt der Grüne Indianer inne. Die Nacht der Trance schien seine sonst eiserne Kondition angegriffen zu haben. Nach einer Pause fuhr er fort:

„Gestern Abend erhielt ich eine Botschaft der Götter. Sie haben das Terramoto geschickt, um den Zugang freizulegen. Es ist an der Zeit, den Tempel meiner Vorfahren zu besuchen. Ich werde das tun, und ich werde euch mit mir nehmen. Laßt uns aufbrechen – sofort!“

„Weshalb weißt du, dass das Haus des Condors jetzt zugänglich ist? Vielleicht wird er erst durch ein weiteres Beben freigelegt“, zeigte ich mich skeptisch. Manuel sah mich ernst an: „Die Götter haben es mir mitgeteilt – sie wollen das Geheimnis mit uns teilen ...“ Damit wandte er sich ab, was heißen sollte, dass er unser kurzes Gespräch als beendet betrachtete. Bei jedem anderen wäre mir eine derartige Äußerung als großspurig vorgekommen – beim Grünen Indianer jedoch nicht.

Wir alle waren Feuer und Flamme. Bot der Vorschlag Manuels doch vielleicht eine Chance, das Objekt unserer Begierde aufzuspüren.

Schnell waren unsere Sachen gepackt. Die meisten der Chimalli würden in ihr Dorf zurückkehren, sobald Tarwater transportfähig sein würde. Manauia jedoch sollte unter Begleitung von Zolin mit uns kommen. Ein paar weitere Chimalli konnten wir gewinnen, unseren beim Erdbeben umgekommenen Träger zu ersetzen.

Mit neuem Tatendrang brachen wir noch am Vormittag auf. Lediglich Manauia schien bedrückt zu sein. Als ich sie in Manuels Gegenwart daraufhin ansprach, zögerte sie zunächst, antwortete dann aber doch: „Ich glaube nicht, dass es den Göttern recht ist, wenn Gringos ihre jahrhundertelange Ruhe stören. Verzeiht mir meine Direktheit – aber dies ist meine Meinung“.

Alle schwiegen, aber der Grüne ergriff das Wort: „deine Offenheit spricht für Dich. Sei versichert, dass die Götter nichts dagegen haben, wenn der kleine Kreis unserer Freunde die Gräber besucht. Sie haben mich wissen lassen, dass sie dies sogar wünschen. Ihr Ratschluß, der mich auch überrascht hat, ist unerforschlich. Vielleicht wollen sie der Welt die Größe der Sonnensöhne offenbaren ...“

Bob schüttelte Manuel ergriffen die Hand und fügte hinzu: „Wir versprechen, nur über das zu berichten, was du erlaubst. Und selbstverständlich werden wir keine Angaben über den Ort der Casa del Condor weitergeben“.

Wir brachen auf. Anfänglich war der Anstieg steil, flachte sich jedoch danach ab. Obwohl sich kein Weg zeigte, kommen wir gut voran.

Ein nur noch mäßig ansteigendes Hochtal öffnete sich. Mein Höhenmesser zeigte 5200 Meter. Die dünne Luft verursachte uns arge Atembeschwerden. „Soroche – die Höhenkrankheit“, erklärte Bob. „Wir sind zu schnell aufgestiegen, um als erste vor Ort zu sein. Zwar ist die Baxter-Gang ausgeschaltet, aber das Militär könnte bald Kunde von der Freilegung des Tempels erfahren, deshalb ist Eile geboten“, fügte er hinzu.

Seltsamerweise schienen zwei Personen nicht unter der Höhe zu leiden – Manauia und Manuel. Bei beiden war dies erklärlich. Manuias Dorf bei Pomacochas lag deutlich über 3000 Meter hoch. Der Grüne Indianer bewegte sich trotz seines Alters wie ein Fisch im Wasser. Als ich ihn darauf ansprach, huschte

ein leises Lächeln über seine Lippen: „Ebenso wie Manauia bin ich unter der Sonne des Hochlandes geboren. Und ich habe meine Jugend am Altiplano²² verbracht“.

Ein schmaler Bach floß uns entgegen. Felsbrocken verschiedener Größe, die im Tal verstreut umher lagen, gestalteten den Weg für unsere Reittiere beschwerlich. Gelegentlich stauten im Bachbett liegende Steintrümmer das Wasser und zwangen uns zu Umwegen.

Links und rechts wurde das Hochtal von Gletscherabbrüchen gesäumt. Deutlich merkte man frische Abbruchspuren, an denen das Eis heller leuchtete und nicht schmutzig grau war. Im grellen Sonnenlicht vermittelte das blau-weiße Funkeln des Gletschereises im Verein mit den dahinter aufragenden Sechstausendern der Cordillera Blanca eine packende Szenerie. Ich war deshalb nicht angetan, als Bob wiederholt zur Eile mahnte und dadurch meine Naturbeobachtungen unterbrach. „Wir sollten uns nicht ohne Grund sputen“, nahm mich Manuel beiseite, als er mein Missvergnügen über unsere Eile merkte. „Vergessen wir nicht die Gefahr eines größeren Erdbebens. Ein solches könnte den Zugang zum Casa del Condor wieder verschütten ...“ In der Tat hatten wir uns an die täglichen leichten Erdstöße so gewöhnt, dass wir die drohende Gefahr kaum mehr beachtetten.

Der Tag neigte sich dem Ende zu. Zwischen den hohen Feldwänden brach die Dämmerung früher ein. Wir fanden einen Lagerplatz. An Wasser herrschte kein Mangel, und auch die Maultiere fanden genug Gras. Unsere Mahlzeit bereiteten wir nun mittels eines Benzinkochers zu, den wir vorsorglich mitführten. Feuer konnten wir keines anfachen, da es in dieser Höhe an Holz mangelte. Nachts wurde es empfindlich kalt, sodass wir uns bald in unsere Schlafsäcke verkrochen. Zeitig am Morgen, lange vor Sonnenaufgang, bewunderte ich noch den Sternenhimmel. Selten hatte ich die Milchstraße in dieser Klarheit gesehen. Meine andächtige Stimmung wurde beim Aufbruch von gespannter Erwartung abgelöst. Heute abend, spätestens morgen würden wir unser Ziel erreichen. Was würde uns im Haus des Condors erwarten?

Schon gegen Mittag kamen wir ans Ende des Hochtals. Am Talschluß befand sich ein kleiner See, der von mehreren Bächen gespeist wurde. „Die *Laguna del Condor*. Hier müssen wir die Maultiere zurücklassen. Das Haus des Condors liegt

22

Altiplano (span.) Hochebene im südwestlichen Peru.

dort oben“, wies Manuel in Richtung auf einen gewaltigen pyramidenförmigen Berggipfel, der dick mit Gletschereis bedeckt war. Etwa dreißig Meter über dem Talgrund befand sich eine Art Felskanzel. Die bis dorthin aufragenden Felswände schienen unpassierbar.

„Der Zustieg führt hier rechts durch ein schmales, steiles Tal. Ich habe seinerzeit längere Zeit gebraucht, um ihn zu finden“, fuhr der Grüne Indianer fort. Also war er schon hier gewesen und kannte das Haus des Condors? „Nein“, antwortete er auf meine unausgesprochene Frage. „Ich bin nur bis zum Gletschertor gekommen – betreten habe ich die Casa nicht. Aber ihr werdet sehen ...“

Wir beschlossen zu sechst aufzusteigen, während der Rest der Gefährten am See zurückblieb. Wir bildeten zwei Gruppen zu je drei Personen: Bob, Juan und Manauia sowie Manuel, Pierre und meine Wenigkeit. Der Rest der Expedition lagerte am See. Schon nach kurzer Zeit erreichten wir durch das Seitental die Kanzel, die wir von unten erblickt hatten.

Etwa eine Stunde ging es nun höher und höher. Der Aufstieg war steil und beschwerlich. Schließlich verengte sich das Tal zu einem schräg nach oben führenden Kamin. Das hier herrschende Halbdunkel zwang zu erhöhter Vorsicht. Deutlich sichtbare, in den Granitfelsen eingehauene Trittsuren erleichterten unser Höherkommen. Die mitgebrachten Seile blieben eingerollt.

Manuel kannte keine Ermüdung. Während ich in Schweiß gebadet war, schienen seine Muskeln aus Stahl zu bestehen. Endlich schien das Ende des Kamins nahe. Noch ein paar Kletterzüge und wir waren am Ausstieg angelangt. Und was wir hier zu Gesicht bekamen, übertraf alle unsere Erwartungen. Ich habe viel Phänomenales auf meinen Reisen gesehen, doch diese Eindrücke sprengten den Rahmen ...

Zunächst trafen uns grelle Sonnenstrahlen. Nach der Finsternis beim Anstieg war ich derart geblendet, dass ich minutenlang infolge meiner tränenden Augen kaum etwas wahrnehmen konnte. Doch dann bot sich ein unvergleichlicher Anblick.

Schon im Kamin hatten wir ein dumpfes Brausen vernommen. Jetzt, oben angelangt, sahen wir dessen Ursache. Aus einer senkrechten Wand schoß ein

mächtiger Wasserfall. Während die Wand in ihrem unteren Teil aus Granit bestand, war sie oben mit leuchtendem Gletschereis bedeckt. Durchsichtig, blau-grün schimmernde Eis-Kaskaden säumten die donnernden Wasser. Im Sonnenlicht glänzte das Wasser in allen Farben des Regenbogens. Und als wäre diese märchenhafte Szenerie nicht genug, waren die Bergketten als Hintergrund geradezu grandios. Das Panorama war gespickt mit grellweiß aneinandergereihten Gipfeln. In den Eis-und Schneefeldern entsprangen Bäche, die von der Ferne wie weiße Fäden auf den Felswänden erschienen. Weiter unten waren die Berge mit Wäldern bedeckt, die meist blau-grün zwischen Wolkenbänken hervorblickten.

Nur schwer konnten wir uns von dem Anblick trennen. Doch die bereits tiefstehende Sonne mahnte zum Aufbruch. Als wir durch grobkörnigen Schnee höher stiegen, offenbarte sich der steile Abbruch eines Gletschers. Aus einer dunklen, etwa drei Meter breiten Öffnung schoß der in den Wasserfall bildende Gletscherbach hervor.

„*La Boca de las Incas*“, sagte der Grüne Indianer andächtig. „Bis hierher bin ich damals gekommen – das Tor zum ‚Haus des Condors‘ habe ich seinerzeit aber nicht gefunden. Jetzt sollte es aber freizuliegen ...“

Die schon fast am Horizont stehende Sonne beleuchtete eine unwirkliche Szene. Unweit vom ‚Maul der Inka‘ waren frühe Abbrüche in der Gletscherwand sichtbar. Deutlich hoben sich die neuen, rein-weißen Eisformationen von den grauen alten Barrieren ab.

„Und hier ist das Tor zum ‚Haus des Condors‘“, stellte Manuel feierlich fest, indem er auf einen Torbogen aus behauenen Granit wies. Zum ersten Mal seit unserem Treffen sahen wir Manuel aufgeregt, wo er sich doch stets gelassen zeigte.

17 Im Haus des Condors

Das Tor lag etwas unterhalb von der Stelle, an der wir gehalten hatten. Im blanken Gletschereis waren Steinstufen eingelassen, die zum Tor hinab führten. Herumliegende Eistrümmer und Felsblöcke erschwerten das Durchkommen. Als wir beim Eingang anlangten, war bereits die Dämmerung hereingebrochen. Eine mystische grün-blaue Finsternis gähnte im offenen Torbogen.

Von weiß-bläulich schillerndem Eis umrahmt, erkannten wir am Scheitel des Tores einen Condor von beachtlicher Größe mit ausgebreiteten Flügeln.

„Das Symbol der Inka – wir sind am Ziel“, frohlockte Juan Jimenez. Und Pierre Roullé fügte andächtig hinzu: „Ein Mausoleum, wie der Trauerzug an den Torpfeilern zeigt. Ohne Manuel hätten wir diese Grabkammer nie gefunden – ob freigelegt, oder vom Gletschereis bedeckt ...“

Bob zückte seinen Leuchtstab und flüsterte andächtig: „Wir sind die ersten seit einem halben Jahrtausend, denen hier Zutritt gewährt wird“. Alle waren sich der Bedeutung dieses Augenblicks bewusst. Der Lichtkegel fiel in einen Vorraum von dem zwei Gänge weiter ins Innere führen.

„Wir werden uns teilen“, bestimmte der Grüne Indianer. „Bob, Manauia und Juan nehmen den rechten Eingang, Rolf, Pierre und ich werden links gehen“. Um die Batterien zu sparen, sollten wir nur jeweils eine Lampe anknipsen.

Gesagt – getan. Wir machten keine Rückkehrzeit aus und beschlossen, uns erst dann wieder im Vorraum zu treffen, wenn eines der beiden Teams erfolgreich gewesen war. Manuel führte unsere Gruppe in den linken Gang. Pierre folgte ihm und ich bildete den Schluß. Schon nach kurzer Zeit weiterte sich der Gang zu einem Raum von enormer Größe. Auf den Wänden waren Figuren eingraviert. Das Licht unserer Lampe enthüllte Opferszenen. Die Darstellung zeigte Gefangene, die gefesselt zu Opfertischen geführt wurden und dort von Krieger mit seltsam geformten Messern ins Jenseits befördert wurden. Die mit Tiermasken verkleideten Schamanen waren glänzend dargestellt. Und über allem saß ein Herrscher mit Krone und Federschmuck, der aus einem Gefäß trank. Die braunrote Färbung der Abbildungen war überraschend gut erhalten.

„Er trinkt das Blut der Geopferten“, erklärte Manuel. „Wenn der Regen ausblieb und die Saat vertrocknete, oder wenn er zu stark war und alles wegschwemmte, wurden Krieger geopfert, auch Frauen und selbst Kinder – eine grausame Kultur. Erst wenn sich die Sonne wieder zeigte, wurden die Opferungen eingestellt ...“ Im Schein der Lampe schienen sich die Figuren zu bewegen – fürwahr eine gespenstische Szenerie.

Von unten hatten wir schon zuvor dumpfes Brausen vernommen. Vor uns zeigte sich ein breiter, schwarzer Spalt im Boden der Halle, der von einem Brückenbogen überspannt wurde. Der Ausgang zur Brücke wurde durch zwei Pfeiler begrenzt. Die Brücke selbst wurde auf beiden Seiten von niederen Mauern begrenzt.

„Von dieser Brücke warf man die Geopferten in die Tiefe“, sagte Manuel mit dumpfer Stimme. „Seht hier die Darstellung!“ Tatsächlich konnte man auf den Pfeilern einen Zug zur Brücke sehen, in dem mitgetragene Menschen vom Scheitel des Brückenbogens in den Abgrund gestoßen wurden.

Geschockt wandten wir uns ab.

„Vorsicht“, mahnte Bob. „Das Erdbeben könnte die Brücke beschädigt haben ...“ Vorsichtig tasteten wir uns den steilen Bogen nach oben. Die Bedenken erwiesen sich jedoch als ungerechtfertigt – der Übergang zeigte sich als tragfähig. Vom Scheitelpunkt der Brücke leuchteten wir nach unten. Der Lichtstrahl konnte die Finsternis aber nicht durchdringen. Nur das Gurgeln und Rauschen wies auf einen unterirdischen Gletscherbach hin. Ein eiskalter Hauch wehte aus der gähnenden Tiefe des Spaltes. Mich schauderte vor Kälte und gespannter Aufregung.

Auf der anderen Seite der Brücke erschienen die Umrisse mehrerer Steinblöcke. Bei näherer Betrachtung erwiesen sie sich als offene Sarkophage, in denen im diffusen Licht unseres Leuchtstabes mehrere kleine Bündel lagen.

„Menschen in Hockstellung“, unterbrach Pierre die lastende Stille. „Wir befinden uns hier offenbar im Vorfeld der Grabkammer einer hochgestellten Persönlichkeit, vielleicht sogar eines Inka“.

Die Wände der Halle bestanden zum Großteil aus bläulich-schimmerndem Eis, zwischendurch von dunklen Granit unterbrochen. Ob das Eis massiv war, also Gletschereis, oder nur den Felsen überzog, konnten wir nicht feststellen.

„Schaltet doch auch die anderen Lampen an“, meinte Pierre. Und als dies getan war, spiegelten sich in einigen Nischen im Hintergrund goldene Figuren, Masken und diverse Geräte aus edlem Metall. Im Licht unserer Stablampen spiegelten sich die Eissäulen im Verein mit dem Tempelgold vielfältig wieder – ein

unvergesslicher Eindruck. „Ein regelrechter Eisdome“, unterbrach Manuel die Stille. „Wir scheinen uns am richtigen Weg zu befinden. Da ist das Tor zur eigentlichen Grabkammer ...“

In der Tat sahen wir in der Mitte der hinteren Abschlußwand der Halle ein Steintor. Gesäumt von kunstvoll behauenen Eissäulen schien es mit einer großen Steinplatte verschlossen zu sein. Doch schon entdeckte Manuel, dass es auf einer Seite einen zwar schmalen, aber ausreichenden Durchgang bot.

„Vorsicht“, mahnte ich abermals. „Grabkammern sind manchmal durch versteckte Einrichtungen geschützt, die ungebetenen Zutritt gefährlich machen“. Dabei erinnerte ich mich an eines der ersten Abenteuer, das ich mit Bob Barrington zu bestehen hatte, im Niltal in einem ägyptischen Mumiengrab²³.

„Schreitet unbesorgt voran, Freunde“, entgegnete jedoch der Grüne Indianer. „Meine Vorfahren haben zu solchen Mitteln keine Zuflucht genommen. Sie legten ihre Grabkammern in so versteckte Regionen, dass kaum unliebsamer Besuch zu befürchten stand“.

Wir zwängten uns zwischen Torsäule und Abschlußplatte hindurch. Und als Manuel in die Kammer leuchtete, war die Überraschung perfekt.

Die Kammer war von mittlerer Größe und an den Wänden vollständig kahl. Diese bestanden teils aus gewachsenem Fels, teilweise aus auf Art der Inkabauwerke fugenlos aneinandergesetzten Steinen. Von Eis war hier keine Spur.

In der Mitte des Raumes ertasteten die Lampen abermals einen Steinblock in Form eines Sarkophages, nur wesentlich größer als jene in der Vorkammer.

Gespannt eilten wir darauf zu – er war jedoch mit einer schweren Platte abgeschlossen.

„Ohne Werkzeug ist dieser Sarg nicht aufzubringen“, erklärte Roullé. „Wir müssen nochmals hinab ins Lager, wobei ich aber bezweifle, dass die mitgeführten Werkzeuge ausreichen, um das Grab zu öffnen“.

23

Siehe „Der Fluch des Pharaos“, *Die Welt der Abenteuer*, Sonderheft 8.

Fürs erste enttäuscht, standen wir ratlos vor dem Ziel.

„Wir sind am Ziel, meine Freunde“, zeigte Manuel auf den Grabblock vor uns. „Das ist die letzte Ruhestätte eines Capac. Einen solchen Inkafürsten hat man Dinge von höchstem Wert ins Jenseits mitgegeben. Wenn überhaupt wo, so findet sich in diesem Steinbehältnis das Schwert der Götter ...“

18 Das Schwert der Götter

Nach dieser Äußerung des Grünen Indianers herrschte minutenlanges Schweigen in der Kammer.

„Tretet zurück, habt Geduld und macht das Licht aus“, setzte Manuel fort. „Ich werde versuchen, einen anderen, direkten Weg zu unserem Ziel zu finden“. Er kauerte sich an der Schmalseite des Felsblocks nieder, während wir uns beim Eingang auf den Boden setzten und unsere Lampen löschten.

Trotz der vorangegangenen Strapazen war ich hellwach. In der Grabkammer herrschte eine merkwürdig angespannte Atmosphäre. Mein für okkulte Geschehnisse offener Geist fühlte die Anstrengungen des Grünen Indianers, das Geheimnis des Grabes zu entschleiern. Die Stille wurde vom fernen Rauschen des Gletscherbaches, dessen Brücke wir beim Zugang überquert hatten, unterbrochen. Daneben waren ab und zu scharrende Geräusche aus unbestimmten Richtungen zu vernehmen. Später kam mir der Gedanke, dass dies vom Fluß des Gletschers herrühren mochte, unter dem das Mausoleum gelegen war.

Die Dunkelheit und die Monotonie der Geräuschkulisse hatten ihren Tribut gefordert: Ich musste eingeschlafen sein. Ein dumpfes Grollen, das aus der Tiefe der Erde zu kommen schien, riß mich je aus Morpheus Armen. Wieder bebte die Erde. Obwohl es mir endlos vorkam, dauerte es höchstens ein, zwei Minuten bis wieder Ruhe einkehrte. Die Kammer, in der wir uns befanden, war so stabil, dass sich bei späterer Betrachtung keinerlei Risse in den Wänden zeigten.

Nach langer Zeit ertönte Manuels Stimme. Ohne auf die Erdstöße einzugehen rief er „Kommt her zum Behältnis, Freunde, und geben wir uns die Hände“. Er hatte wieder seine Stablampe angeknipst.

Schlaftrunken leisteten Pierre, der ebenfalls eingenickt zu sein schien, und ich der Aufforderung Manuels Folge. Wir standen zu dritt am Sarg und fassten uns an den Händen.

„Jetzt denkt ganz fest an unser Ziel, das ganz nahe bei uns ist, und daran, dass wir den Deckel wegschieben wollen“, befahl der Grüne Indianer.

Seltsam – als ich Manuels Aufforderung mit großer Inbrunst folgte, verfiel ich in einen trance-artigen Zustand. Ich sah das Objekt unserer Begierde im Geiste vor mir: ein schwarzes, kurzes Schwert mit breiter Klinge. Schmucklos, aber mit fein ziseliertem Griff.

„Und nun schieben wir die Platte weg – es sollte nicht zu schwer sein. Ihr müsst nur fest an den Erfolg glauben“.

Und – der Leser glaube es oder nicht: als wir dieser Aufforderung des Grünen Indianers folgten – da ließ sich die Platte mit nicht zu großem Aufwand verschieben.

Als wir in die Sarkophage leuchteten, war ES da – das Schwert, ganz so wie ich es kurz zuvor in meinem Inneren wahrgenommen hatte. Dass es neben einem Skelett lag, samt goldenen Masken, Reifen und anderen Geräten, war im Moment zweitrangig.

Später, als die Trance gewichen war, verwunderte mich eigentlich am meisten, wie wenig überrascht ich war von diesem außersinnlichen Phänomen. Nahtlos hatte sich alles ineinander gefügt: das Auffinden, das Betreten des Mausoleums, die Überquerung der Brücke, Manuels Bemühungen, den Deckel mit Geisteskraft zu öffnen. Und nun lag es vor uns, das rätselhafte Ding ...

Wenn man mich heute fragt, wie das Ganze möglich war – und weshalb all diese Ereignisse, auch in Verbindung mit dem tragischen Scheitern danach aufgrund eines scheinbar blinden Schicksals – ich weiß keine Antwort darauf. Ich weiß es einfach nicht! Natürlich habe ich als rational denkender und handelnder Europäer versucht, eine vernünftige Erklärung für die Vorkommnisse zu finden. Die Präkognition des Schwertes mag noch folgenderweise erklärbar sein. Im Nachhinein entdeckte ich am linken Steinblock ein naturgetreues Bild des

Schwertes außen am Sargdeckel eingeritzt. Hatte ich es im Unterbewusstsein wahrgenommen und so schon vor Öffnen des Deckels gewusst, wie das Schwert aussah? Möglich. Aber das Wegschieben des schweren Deckels war durch unsere Vernunft nicht erklärbar. Wie ein weiser Dichter sagte: ‚Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde ...‘

„Die Götter waren uns gnädig“, stieß Manuel erschöpft hervor. Und er griff in den Sarkophag, faßte das Schwert und hielt es lange mit beiden Händen empor. Dann reichte er es mir weiter. Es wog schwer in meinen Händen. Es war knapp einen Meter lang und sah genau so aus wie in meiner Vorstellung kurz zuvor.

Nachdem es auch Pierre Roullé inspiziert hatte – er wollte es gar nicht mehr abgeben-entwand es ihm Manuel und verkündete: „Und nun, bevor wir zu den anderen zurückkehren, die Probe aufs Exempel. Die charakteristische Eigenschaft des Schwertes ist seine unglaubliche Härte ...“

Er schwang es jäh in die Luft und hieb mit voller Kraft auf den Sargdeckel. Bestürzt wollte ich ihn in die Hand fallen, doch schon erklag ein heller metallischer Klang. Als ich den Lichtstrahl auf das Schwert richtete, war es völlig heil – nicht zersplittert, keine Delle, nicht der geringste Kratzer. Im Granitdeckel befand sich jedoch eine tiefe Kerbe, ja ein Stück war sogar abgesplittert.

Kein Schwert der Welt, auch aus gehärtetem Stahl, würde das aushalten – hier war es also – das Geschenk der Götter.

Ein starkes Gefühl des Triumphes überwältigte uns. „Laßt uns zurückeilen zu den Kameraden, um unsere Entdeckung mit ihnen zu teilen ... Und was für eine Entdeckung ...“, stieß der junge Roullé hervor.

„Sie kann zum Wohl, aber auch zum Schaden der Menschen dienen – wie vieles Andere auch“, entgegnete Bob ernst.

Bei all der Aufregung hätten wir fast auf den Bestatteten vergessen. Nachdem Roullé den weiteren Inhalt des Sarkophages untersucht hatte, kam er zum Schluß, dass es sich um einen Stammesführer gehandelt habe, der mit den üblichen goldenen Gesichtsmasken, Brustpanzer und Armreifen ins Grab gelegt worden war. Zweifellos ein interessanter Fund, aber etwas Derartiges war nichts Ungewöhnliches in der peruanischen Archäologie. Roullé wollte die goldenen

Gerätschaften mitnehmen – aber als er den abweisenden Blick Manuels sah, legte er die Grabbeigaben in den Sarg zurück.

„Sei mit dem Schwert zufrieden. Wir wollen die Ruhe des Capacs nicht weiter stören“, entschied der Grüne Indianer. Und er steckte das Schwert behutsam in seinen Gürtel, wo er es an einem Riemen befestigte.

Eilig und stolz auf unsere Entdeckung schlugen wir den Rückweg ein. Hätte ich damals geahnt, welche kurze Zeitspanne uns mit dem Schwert nur beschieden sein würde – ich wäre nicht so frohgemut gewesen. Zumindest hätte ich es einer genaueren Betrachtung unterzogen. Doch der Mensch denkt und ...

Die andere Gruppe und Bobs Führung wartete bereits am Eingang des Mausoleums. Sie waren in ein Ganglabyrinth vorgestoßen, das sie nur zum Teil untersuchen konnten. Aufgrund der spartanischen Ausstattung der Gänge hatten sie geschlossen, im falschen Flügel zu sein. Schließlich waren sie umgekehrt. Obwohl sie sich einmal verirrt hatten, hatten sie bereits längere Zeit am vereinbarten Treffpunkt gewartet.

Als wir das Tageslicht erreichten, erkannten wir am Sonnenstand, dass es etwa Mittag war. Wir hatten nicht nur die ganze Nacht, sondern auch einen halben Tag unter der Erde verbracht. Die Zeit war uns wie im Fluge vergangen.

Ohne uns lange aufzuhalten, machten wir uns auf den Rückweg. Für die phänomenale Landschaft hatten wir heute weniger Aufmerksamkeit. Im Zentrum des Interesses stand nun das Schwert, das von Hand zu Hand wanderte, schließlich aber bei Manuel verblieb.

Bevor wir aufbrachen, wies Manuel auf den Wasserfall, der nach etwa sechzig, siebenzig Meter in einem Teich auftraf, in dem die Gischt sprühte und Wasserstaub verbreitete. „Seht dort den Ausfluß aus dem Berg“, meine er mit ernster Stimme.

Wir nahmen eine Spalte etwas oberhalb des kleinen Sees wahr, aus der ein dichter Wasserstrahl schoß. „Das ist der Abfluß“ des Gletscherbaches unter der Brücke“. Ich stellte mir die Leichen der Geopferten vor, die von der Brücke gestürzt wurden und hier herausschossen. Mich schauderte bei der Vorstellung der im See treibenden Körper. Noch ahnte ich nicht, wie bald sie zur Realität werden würde.

19 Überrumpelt ...!

Am Rückweg benützten wir im Kamin die Seile. Dabei kam es zu einem unangenehmen Zwischenfall, der leicht noch böser hätte ausgehen können. Ein erneuter stärkerer Erdstoß führte zum Steinschlag. Als Schlussmann konnte ich gerade noch die Deckung einer Felsnase gewinnen. Obwohl ich einen Warnschrei ausstieß, traf die Steinlawine meinen Vordermann, Juan Jimenez, am Rücken. Ich konnte ihn zwar am Seil halten, aber er hing schlaff unter mir und schien an der Schulter verletzt zu sein. Die übrigen Kameraden waren an den Felsen in Deckung gegangen und unverletzt geblieben.

Juan blutete stark, konnte dann aber den Abstieg doch fortsetzen, nachdem wir seine Verwundung versorgt hatten. Das Notpaket, welches Bob in der Wildnis stets bei sich trug, hatte sich wieder einmal als wertvoll erwiesen. Um ein Haar waren wir Schlimmerem entgangen. Der Steinschlag hätte unsere Gruppe ohne Weiteres auslöschen können. Pascal kam mir in den Sinn mit seinem Satz ‚Wie ein Rohr im Wind ...‘ Da hatten wir das Schwert gefunden und wären fast vernichtet worden ...

Juans Verletzung führte dazu, dass wir den zweiten Teil des Abstieges nur mehr deutlich langsamer bewältigen konnten. So beanspruchte der Rückweg mehr Zeit als der gestrige Aufstieg.

Unsere Lagerstelle mochte noch etwas eine halbe Meile entfernt sein, als die Wunde an Juans Schulter aufbrach. Um das Blut zu stillen und einen neuen Notverband anzulegen, mussten wir halten. Wir beschlossen, dass Bob, Manuel und Pierre weiter zum See absteigen sollten, um in unserem Lager nach dem Rechten zu sehen. Wir waren um die Zuverlässigkeit der Indios besorgt, die im Lager mit zurückgeblieben waren. Zwar meinte Manauia, dass sie sich auch in ihrer Abwesenheit loyal verhalten würden – aber bei Zolin war sie sich selbst nicht ganz sicher.

Ich blieb mit Manauia bei Juan zurück. Wir wechselten seinen Verband und labten ihn aus den Feldflaschen. Die Wunde, die ihm der herabfallende Stein geschlagen hatte war tief, und die Schwellung an Schulter und Rücken wirkte besorgniserregend.

Gerade als wir aufbrechen wollten, klangen plötzlich Schüsse, die vom Lager her zu kommen schienen.

Auf meinen langen Abenteuerreisen habe ich immer wieder das Zusammenspiel von auf in tiefgründiger Weise verschlungenen Schicksalsfäden erfahren. Die gegenwärtigen Ereignisse belegten dies in eindrucksvoller Weise. Wäre Juan im Kamin nicht zu Schaden gekommen, so wären wir damals nicht zu seiner Versorgung zurückgeblieben. Mit hoher Wahrscheinlichkeit wären wir damals wohl alle vom Leben zum Tode befördert worden. Denn dann wäre uns allen gemeinsam das passiert was Bob, Manuel und Pierre bei ihrem Eintreffen am See zugestoßen war.

*

Zum Verständnis für das Folgende will ich berichten, was die drei Gefährten inzwischen erlebt hatten. Nach unserer Trennung setzten sie den Abstieg fort und näherten sich dem Lager. Dort schien alles in Ordnung: Die Maultiere grasten ruhig in der Abendsonne, die ins Hochtal schien und sich im kleinen See spiegelte.

Die Kameraden hatten vor einigen Felsblöcken auf ihren Decken im Kreis gelagert. Der Kocher war offenbar in Betrieb – der große Suppentopf war aufgesetzt und Bob erzählte mir später, dass er bereits einen lieblichen Duft wahrnehmen konnte und dabei Hungergefühl verspürte. Doch all das erwies sich als berechnende Täuschung, wie die drei Gefährten zu bald bemerken sollten.

Ein wenig seltsam mutete Bob an, dass die Zurückgebliebenen ihnen nicht entgegenkamen, um ihre Neugierde zu stillen.

„Was ist mit euch, wollt ihr nicht wissen, was wir gefunden haben ...?“ rief in diesem Moment Pierre. Er hatte auf der letzten Strecke das Schwert getragen und schwang es nun stolz durch die Luft.

„Kommt nur weiter, wir haben erfolgreich gejagt und das Essen ist eben fertig“, antwortete da eine Stimme vom Lager.

Pierre eilte die letzten Meter weiter, eng gefolgt von Bob. Manuel, dem die Situation – wie er sich später ausdrückte – irgendwie seltsam unwirklich vorkam, war stehen geblieben.

Und dann ereigneten sich nahezu gleichzeitig mehrere Dinge. Zunächst hielt Pierre wie vom Donner gerührt in seiner Bewegung inne und begann zu stammeln: „Was – wie – was machst du denn hier in unserem Lager ...?“ Durch Pierres jähes Innehalten kam Bob gleichzeitig mit ihm bei den ihnen den Rücken zuwendenden Gestalten an.

„Was ist los?“ stieß Bob hervor, verwundert über ihre Bewegungslosigkeit. Aber als er an dem vor ihm Sitzenden anstieß, sank dieser um. Und als der Poncho zurückglitt blickte Bob in Enriques starre Augen. Wie kam dieser hierher?

„Verrat“, schrie in diesem Augenblick Manuel – in Deckung, wenn euch das Leben lieb ist ...“

„Zu spät, amigo“, ertönte die schneidende Stimme Tex Baxters. Seitlich hinter einem Felsblock war unser tot geglaubter Feind hervorgetreten. Zynisch fügte er hinzu: „Eine einzige Bewegung, und du kannst mit Atahualpa zu Abend essen ...“ Und wie zur Bekräftigung repetierte er mit seiner automatischen Büchse.

Die Überrumpelung war gelungen.

Denn in diesem Moment sprangen zwei, drei Gestalten von der Lagerstelle auf. Auch hinter den Felsblöcken wurde es plötzlich lebendig. Tex Baxters Leute hatten uns erfolgreich getäuscht. Zwar zog Bob blitzschnell seinen Revolver und gab mehrere Schüsse ab. Einen der Angreifer streckte er nieder, aber zwei andere stürzten sich auf ihn. Als er sich zu wehren versuchte, erhielt er einen Hieb mit einem Gewehrkolben, der ihn bewusstlos niederstreckte. Pierre war wie erstarrt und ließ sich widerstandslos fesseln.

Auch Manuel sah ein, dass es zwecklos war, sich zu wehren. Dabei spielte wohl auch eine Rolle, dass er Manauia und mich noch in Freiheit wusste und wir wohl alles zu seiner Befreiung unternehmen würden.

Ich schließe meinen Bericht über die beispiellose Überrumpelung der Gefährten aufgrund der Informationen, die ich von Manuel erhalten hatte. Auch er sowie der noch immer bewusstlose Bob wurden gefesselt.

Mein Fehlen sowie jenes von Manauia und Juan schien Tex Baxters Bande gar nicht aufzufallen. Dafür waren sie viel zu sehr mit dem Schwert beschäftigt, das man Pierre natürlich sofort abgenommen hatte. Durch seine frohe Ankündigung hatte er die Banditen geradezu auf den Fund aufmerksam gemacht.

Tex Baxter sah sich am Ziel seiner Wünsche. Großspurig wandte er sich den Grünen Indianer und erzählte, wie er und seine Leute in Pomacochas von der einstürzenden Decke verschont worden waren. Ihre Waffen und andere Geräte hatten sie ebenfalls aus der Festung bergen können. Nachdem wir unsere Verfolgung eingestellt hatten, beschlossen sie, den Spieß umzukehren, und uns auf den Fersen zu bleiben.

Enrique, der Grabräuber, wusste zwar nichts von der Existenz des Mausoleums, aber als ausgezeichnetem Fährtenleser gelang es ihm, unsere Spur durchs Hochtal bis zur Lagune zu verfolgen. Dort wurden die zurückgebliebenen Mitglieder unserer Expedition überrumpelt, wobei es einige Tote gab. Leider war auch unser braver Koch darunter. Die Leichen wurden am Lagerplatz postiert, um vorzutäuschen, dass alles ok sei – und der Plan erwies sich als erfolgreich.

*

Zurück zur anderen Gruppe, nämlich zu Manauia, Juan und mir. Die abgefeuerten Schüsse ließen mich wie elektrisiert auffahren: Bob in Gefahr! Zu genau kannte ich den Klang seines Revolvers ...

„Los, eilen wir unseren Gefährten zu Hilfe“. Juan mit seiner Verletzung hatte zurückzustehen, denn wir mussten Bob und den anderen zu Hilfe zu eilen. Auch Manauia raffte sich auf, und wir rannten nach unten. Jimenez war hinreichend versorgt und blieb zurück.

Bald erreichten wir die Felskanzel, von der aus man unser Lager am See einsehen konnte. Wir kamen eben zurecht, die Gefangennahme Manuels zu beobachten. Bob und Pierre lagen bereits gefesselt am Boden, und Tex Baxter hat sich der Untersuchung des Schwertes zugewandt.

Da die Entfernung von unserem Beobachtungspunkt bis zum Seeufer nur etwa hundert Meter betrug, konnten wir die Vorgänge wie auf einer Bühne genau beobachten. Ohne uns abzusprechen war Manauia und mir klar, dass zu diesem Zeitpunkt noch keine Chance bestand, die Gefährten zu befreien. Wir könnten zwar ein paar Gangster erledigen, doch sicherlich nicht alle. Zudem würden wir bei diesem Vorgehen Bob und die anderen arg gefährden. Inzwischen brach die Dämmerung mit der in tropischen Breiten üblichen Schnelligkeit herein. „Heute ist Vollmond – bald erscheint er über den Bergen. Schleichen wir hinunter bevor er aufgeht. Vielleicht ergibt sich die Möglichkeit, die Freunde zu befreien“, schlug Manauia vor. Da das das Beste war, was wir tun konnten, eilten wir vorsichtig zum Lager. Das unser Zugang von Baxters Leute nicht einsehbar war, benötigten wir nur kurze Zeit, uns hinter den Felsbrocken, die an der Hinterseite des Lagers verstreut waren, zu verbergen.

Inzwischen war es vollständig dunkel geworden. Über den Bergen im Osten tauchte der volle Mond auf und beleuchtete die Szenerie fast in Tageshelle.

Tex Baxter wandte sich an den Grünen Indianer: „Hier ist eure Expedition zu Ende. Wir haben das Schwert, und ihr werdet im See den Fischen als Futter dienen ...“ Wieder erwies sich Manuel als zu stolz, um darauf zu antworten.

Mir bereitete die Tatsache Sorge, dass Bob reglos dalag. War er tot? Weshalb war er dann gefesselt? „Ruhig, Freund Rolf“, flüsterte mir Manauia zu. Sie hatte meine Unruhe bemerkt und richtig gedeutet. „Eben habe ich vermerkt, dass Bob sich gerührt hat – offenbar ist er nur bewusstlos“.

Ihre Augen waren offenbar schärfer als die meinen. Bald danach konnte ich aber auch feststellen, dass sich Bob bewegte und die Augen aufschlug.

„Wo ist dein Freund Rolf Shark“ fuhr in nun Tex an. Offenbar erwartete er sich von Manuel keine Antwort auf diese Frage. „Schön, dass du endlich bemerkst, dass du uns nicht alle hast. Auch Manauia und Juan Jimenez fehlen in deiner Aufzählung“, antwortete Bob. Er zog es offenbar vor, auf Baxter einzugehen. Mit fiel ein Stein vom Herzen. Mit Bob war also wieder zu rechnen.

„Wo sind die Schweine?“ erboste sich Baxter. „Sag es, oder es ergeht Die schlecht ...“

Bobs Antwort bewies abermals eine strategische Intelligenz. „Sie stöbern noch dort, woher dieses Schwert stammt. Dort gibt es noch weitere wertvolle Dinge, die gut zu gebrauchen sind ...“ Mit dieser Notlüge wollte Bob die unmittelbare Gefahr von den Gefährten abwenden. Und Tex stolperte unausweichlich in diese schlaugestellte Falle. „Gold ...?“ stieß er hervor. „Du wirst uns bei Sonnenaufgang dorthin führen. Wenn du Dich weigerst, so stirbst sowohl du als auch der verstockte Indio“. Damit schlug Baxter sein Gewehr auf Bob an. Doch die nun folgenden Geschehnisse enthoben diesen von einer Antwort.

20 Das große Beben

Die Ereignisse, die ich in der Folge beschreibe, sind unauslöschlich in mein Gedächtnis eingebrannt. Seit damals habe ich ihren Ablauf im Geiste oft an mir vorbeiziehen lassen. Ich sollte den Hinweis vorausschicken, dass in den letzten Tagen und Stunden die Häufigkeit der Erdstöße ständig zugenommen hatte. Seit der Erschütterung, welche zum Steinschlag im Kamin und Juans Verwundung geführt hatte, hatte die Erde mehrmals leicht gebebt. Wir hatten uns bereits gewöhnt und schenkten diesen Vorgängen inzwischen kaum Beachtung.

Nun jedoch ertönte ein dumpfes Grollen, das direkt aus dem Inneren der Erde zu kommen schien. Aufgrund mehrerer Erdbeben, die ich bereits mitgemacht hatte, kannte ich das Rumoren, von dem diese begleitet wurden. Doch dieses Grollen war mit nichts zu vergleichen, was ich bisher erlebt hatte.

Und gleich darauf begann die Erde zu schwanken. Dagegen waren die bisherigen Erdstöße wie Nadelstiche im Vergleich zu einem Schwerthieb. Die Felsen zwischen denen wir versteckt lagen, schwankten und führten einen regelrechten Tanz auf. Im Boden öffneten sich meterbreite Spalten. Zwei, drei Mann von Baxters Bande verschwanden auf diese Weise ins Erdinnere ...

Ich hatte ein Beben dieser Stärke nicht für möglich gehalten. In diesem Inferno schien sich jeder selbst der Nächste. Keiner von Baxters Leuten beachtete die Gefangenen, die gefesselt dalagen. Trotz des Bebens vergaß ich nicht auf unsere gefangenen Freunde. Ich stürzte zu Bob und zerschnitt in Windeseile seine Fesseln. Und Manauia tat dasselbe mit Manuel. Danach kamen Pierre, Miguel und der Rest

der verbliebenen Männer an die Reihe. Als letzten befreiten wir Zolin, und einen anderen Chimalli, der Baxters Angriff überstanden hatte. Die ganze Befreiung war in enormer Schnelligkeit vor sich gegangen. Baxters Leute, soweit noch einsatzfähig, waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um uns dabei zu stören.

Das Beben war inzwischen deutlich schwächer geworden. Hingegen hatte das Grollen nicht aufgehört. Es klang jetzt anders und schien von den Bergen zu kommen. „Dort oben bricht der Gletscher auseinander“, vermutete Manuel den Lärm zu übertönen. „Wir müssen raus aus dem Tal, in kurzer Zeit ist hier die Hölle los ...“ Seine Stimme ging im Grollen fast unter.

„Ja, aber nicht ohne unsere Waffen“, rief Bob. Diese lagen samt den Habseligkeiten, die man ihnen abgenommen hatte verstreut herum. Wir rafften zusammen was wir konnten. „Mir nach“, forderte uns der Grüne Indianer auf, und die Gefährten folgten ihm.

Als ich mich anschließen wollte, tauchte seitlich vor mir eine Gestalt auf. „Halt, hier geblieben, hier kommt ihr nicht weg“. Im Schein des Mondes erkannte ich Tex Baxter, der mit dem Schwert auf mich zukam. „Hahaha“, lachte der grausig. „Ich werde euch alle töten, das Schwert gehört mir, niemand nimmt es mir weg ...“

Hatte das Beben seinen Geist verwirrt? Zumindest schien ihm das Inferno in einen Schockzustand versetzt zu haben. Aber sein Angriff bot mir die Chance, ihm das Schwert wieder abzunehmen. Ich stürzte mich auf ihn und versuchte es ihm zu entreißen.

„Laß das Schwert sein“, schrie Manuel. „Schau besser hinter Dich – mach dass du wegkommst – jede Sekunde zählt“. Ich hatte den sonst so gelassenen, überlegenen grünen Gefährten noch nie so außer sich gesehen.

Geschickt wich ich Tex Baxters Angriff aus und versetzte ihm einen Kinnhaken, der ihn stoppte. Dann wandte ich mich um – und was ich sah, ließ mir das Blut in den Adern gefrieren. Eine himmelhohe Wand kam aus dem Talschluß auf uns zu. Das Grollen war inzwischen zu einem Brüllen angewachsen – eine Schlammflut näherte sich mit enormer Geschwindigkeit. Das Bestürzendste – und es ist bemerkenswert, dass ich mich vor allem daran erinnere – waren seltsame fingerartige Fortsätze am Scheitel der Riesenwelle, die sich auf uns zu bewegte. Sie schienen auf grausige Art nach allem zu fassen, was sich der Woge in den Weg

stellte. Gewaltige Eisblöcke und Felstrümmer wurden in einer grauen Masse durcheinandergewirbelt. Obwohl ich die vom Vollmond bestrahlte Szenerie nur momentartig wahrnahm, hat sich mir das Grauen, das mich damals jäh erfasste, unauslöschlich eingeprägt. Die Flut würde mich in Sekundenschnelle erreichen und unter sich begraben. Nie zuvor hatte ich dem Tod so unmittelbar ins Auge geblickt. Vergessen waren das Schwert und Tex Baxter. Reflexartig sprintete ich in Richtung auf Manuel zu, der den Hang hinauf hastete.

Meine einzige Chance war, das schmale, zur Bergschulter führende Tal vor der Flutwelle zu erreichen. Das gelang mir buchstäblich in letzter Sekunde. Dem Hauptstoß des Wellenberges war ich zwar dadurch nicht ausgesetzt, aber das Weitere erwies sich als schlimm genug. Die Schlammflut drang mit derartiger Wucht und Schnelligkeit ins Seitental ein, dass ich emporgehoben und mehrmals um meine eigene Achse gedreht wurde. Eisbrocken und Steintrümmer malträtierten meinen armen Körper. Durch den Schock der Lebensgefahr, kam mir die Eiskälte der Flut erst später zum Bewusstsein.

Luft, Luft, Luft – die Schlammbrühe schien mich zu ersticken. Ich versuchte an die Oberfläche zu kommen, aber die zähe Masse ermöglichte kein Schwimmen und gab mich nicht frei. Sollte das mein Ende sein ...?

Endlich wurde ich wieder an die Oberfläche geschleudert und konnte nach Luft schnappen. Mein Gesicht war verklebt, überall Schlamm, und ich konnte nichts sehen. Trotz all meiner Bemühungen festen Boden zu erreichen, hätte damals wohl meine letzte Stunde geschlagen, wenn es das Schicksal nicht anders beschlossen hätte.

„Hier, faß an“, übertonte da unvermittelt Manuels Ruf das Brausen der Flut. Und dann traf mich ein Seil am Kopf, das er mir zuwarf. Ich ergriff es, und es gelang unseren gemeinsamen Anstrengungen, mich mit dem Lasso des Grünen Indianers aus der Flut zu hieven. Erschöpft wollte ich liegen bleiben. „Nein, nein, weiter hinauf“, stieß Manuel hervor. „Wir wissen nicht, was noch kommt“.

So erreichten wir schließlich den Bergabsatz, von dem wir zuvor das Lager mit den überrumpelten Kameraden beobachtet hatten. Wie lange war das her? Mir war jedes Zeitgefühl abhanden gekommen.

Die Gefährten waren vollzählig auf der Felskante versammelt. Niemand fehlte. Bob schloß mich in die Arme. Ich merkte Tränen der Erleichterung in seinen Augen. Auch die anderen Freunde schüttelten mir die Hand. Manauia umarmte mich. Sie schien glücklich, zumal sich auch der Zustand des zurückgelassenen Juan verbessert zu haben schien. Dieser war inzwischen von der Stelle, wo wir ihn zurückgelassen hatten, bis zur Felskanzeln vorgedrungen.

„Dieser Fluthölle ist niemand von Baxters Leuten entkommen. Die Schurken hat eine harte, aber gerechte Strafe erreicht. Tex selbst hat für seine Bande in der Hölle Quartier gemacht ...“ So lautete Bobs Resümee. Dem war nichts hinzuzufügen. Die Gangster hatten ein schreckliches Ende gefunden.

Leider war auch das Schwert zu den Göttern zurückgekehrt. Es schien aussichtslos, es aus der Schlammflut zu bergen.

„Das Erdbeben hat Eismassen vom Gletscher gelöst. Der gewaltige Bergsturz dürfte in einen oberhalb unseres Lagers gelegenen See gefallen zu sein. Und diese Schlammlawine hat – durchmischt mit Felstrümmern – beinahe zu unserem Untergang geführt. Aber eben nur beinahe – da uns Manuels Umsicht allen das Leben gerettet hat“, erklärte Miguel.

„So steht es im Buch des Lebens verzeichnet – die Stunde unseres Todes ist noch nicht gekommen“, fügte Manuel bescheiden hinzu. Mich durchwogte ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit und Zuneigung zu unserem grünen Freund. Wortlos drückte ich ihm die Hand.

Trotz der erlittenen Strapazen waren wir aufgrund der Ereignisse zu geschockt, um zu schlafen. Das ‚Bad‘ im Schlamm war aufgrund der mitgeführten Eis- und Steinblöcke kein Honiglecken gewesen. Gottlob hatte ich keine Knochenbrüche erlitten. An vielen Stellen meines Körpers aber schmerzten mich die schweren Prellungen.

Überraschenderweise ging die Flut nahezu ebenso schnell zurück, wie sie erschienen war. Das geborstene Eis und das Seewasser schienen erschöpft. Es war empfindlich kalt geworden, Manuel und ich waren naß bis auf die Haut. Zwar hatten wir keine Decken zur Verfügung, aber die Gefährten gaben uns nicht benötigte Kleidungsstücke ab. Sehnsüchtig erwarteten wir den Morgen, um mit dem Erscheinen der Sonne unsere abgelegten nassen Sachen trocknen zu können.

21 In den Tod geschickt

Endlich dämmerte der sehnsüchtig erwartete Morgen. Die Helligkeit des anbrechenden Tages offenbarte das enorme Ausmaß der vom Erdbeben angerichteten Zerstörungen.

Als erstes sprang und die Tatsache ins Auge, dass der See deutlich kleiner geworden war. Eine Spalte klaffte am Rande des Wassers. Durch sie war offenbar etwa der halbe See abgeflossen. Das zuvor so klare Wasser war nunmehr eine schmutzige Brühe. Auch der restliche Talgrund war von einer dicken Schlammschicht bedeckt, aus der einzelne Felstrümmer emporragten.

„Keine Aussicht, das Schwert dort unten zu finden“, meinte Bob. „Wir kennen zwar ungefähr die Stelle, wo es Baxter zuletzt geschwungen hat, aber die Flut wird ihn wohl weitergespült haben, vielleicht sogar durch die Spalte ins Innere der Erde ...“

Das Schwert war verloren, das Ziel der Expedition nicht erreicht. Als besonders ärgerlich empfanden wir dabei die Tatsache, dass sich das Schwert bereits in unseren Händen befunden hatte, es jetzt aber auf Nimmerwiedersehen verschwunden war.

„Aber die Sache hätte weit tragischer für uns ausgehen können. Wir sind gerettet“, entgegnete Manuel. „Denkt an das Schicksal von Tex Baxter und seinen Leuten“.

Damit hatte er natürlich recht. Wir waren nur knapp dem Tode entronnen. Und ohne Manuel läge ich jetzt wohl auch da unten unter den Schlammmassen.

Wir trockneten unsere Kleider in der aufsteigenden Sonne, die in dieser Höhe bald ihre tropische Kraft entfaltete. Unseren Durst konnten wir an mehreren Rinnsalen löschen, die klares Wasser zu Tal führten. An Proviant besaßen wir nur mehr jene kläglichen Reste, die wir bei Juan zurückgelassen hatten. Fürs erste reichte dies jedoch, um den aufkommenden Hunger zu stillen.

Jetzt machte sich Bobs Umsicht bezahlt, der nach seiner Befreiung einige Waffen zusammengerafft hatte. Mit der vorhandenen Munition konnten wir damit auf die Jagd nach etwas Essbarem gehen.

Die Erde hatte sich noch nicht beruhigt. Ab und zu verspürten wir weitere Erschütterungen, die aber wesentlich schwächer als das nächtliche Beben waren.

„Oft treten Nachbeben auf, deren Stärke durchaus an das Hauptbeben heranreichen kann“, meinte Bob. „Es ist deshalb nicht ratsam, gleich zum See zurückzukehren, obwohl wir dort zu tun hätten“. Und er fügte hinzu: „Ich denke dabei nicht ans Schwert, das wir in dem Wirrwarr nicht mehr finden werden, als an Fischfang im See“. Ob sich im schlammigen Wasser tatsächlich genießbare Fische befanden, bezweifelte ich zwar, aber einen Versuch war es immerhin wert.

„Wir sollten unbedingt nach dem Schwert suchen“, meinte da Juan. „Wenn ich nicht durch meine Verletzung an der Schulter behindert wäre, würde ich selbst hinuntersteigen. So müsst ihr es tun, bevor ein eventuelles weiteres Beben die Chancen auf ein Wiederfinden verringert“, setzte er engagiert fort.

„Heute nicht mehr, und auch morgen ist die Sache noch zu gefährlich“, entgegnete Manuel und fügte hinzu: „Wir sollten die Götter nicht in Versuchung führen – einmal sind wir knapp davon gekommen, das Risiko eines weiteren Terramoto ist jetzt noch zu hoch“.

Alle stimmten zu, nur Jimenez war unzufrieden: „Ein Wahnsinn, so nahe am Ziel unserer Wünsche, und ihr sitzt hier herum, anstatt unten am See zu suchen. Durch ein weiteres Beben könnte das Schwert endgültig verloren sein ...“

„Geh doch selbst, aber laß uns aus dem Spiel“, antwortete ihm Miguel und fasste damit auch unsere Meinung zusammen.

Wir hielten die Sache damit für bewendet, sollten uns aber täuschen. Im nachhinein frage ich mich, ob wir damals nicht zu nachlässig mit Juans Vorwürfe umgegangen sind. Vielleicht hätte sich der tragische Verlauf der folgenden Ereignisse verhindern lassen.

Aber wir alle waren durch die nächtlichen Ereignisse erschöpft. Ich spürte jeden einzelnen Knochen. Meine durch das nächtliche Bad erlittenen Wunden

schmerzten. Ich legte mich in die Sonne und genoß, ebenso wie die Kameraden, die Ruhepause. Das letzte, was das ich vorm Einschlafen wahrnahm, war Manauia, die Juans Verband wechselte. Als sie meinen Blick sah, hob sie – wie um Verständnis bittend – ihre Schultern. So ist sie mir in Erinnerung geblieben, nach den folgenden schicksalhaften Geschehnissen und durch all die langen Jahre, die seither verstrichen sind. –

Abermalige, feste Erdstöße verbunden mit lauten Rufen weckten mich aus tiefem Schlummer. Das Nachbeben – schoß es mir durch den Sinn. Ich sprang auf, konnte mich aber kaum auf den Beinen halten. Die Erdstöße waren so gewaltig, dass ich gleich wieder zu Boden fiel. Auch die Kameraden, die ebenfalls aus dem Schlaf gerissen wurden, purzelten durcheinander.

Das Gebrüll rührte von Zolin her, den ich am Seeufer wie toll umherspringen sah. Noch schlaftrunken kam mir zum Bewusstsein, dass er immer wieder den Namen Manuias rief. Wo war sie? Ein kurzer Blick zeigte, dass sie sich nicht unter den Gefährten auf der Bergschulter befand.

Als Nächstes sprang mir ins Auge, dass der See nun fast gar kein Wasser mehr enthielt. In seiner Mitte hatte sich ein Strudel gebildet, durch den die Schlammbrühe rasch abfloß.

„Manauia ist da unten“, schrie Juan, „ich muss hinunter, sie zu retten, sie ist im See verschwunden ...“

Ich erstarrte zu Eis. Wenn sie in den Strudel geraten war, dann war ihr nicht mehr zu helfen. Denn schon hörte sich der Strudel auf zu drehen, alles Wasser war abgeflossen. Und am Grund gähnte ein gewaltiges Loch ...

Zolin hatte sein zielloses Herumlaufen eingestellt und war am Ufer zusammengesunken. Die Erdstöße hatten schlagartig aufgehört.

Der Grüne Indio war zu Juan getreten. Er packte ihn bei den Schultern und fuhr in an: „Juan Jimenez, was ist geschehen? Sprich die Wahrheit ...“

Juans Antwort kam stoßweise: „Sie ist mit Zolin auf die Suche nach dem Schwert gegangen. Sie wollten es finden ... Anfänglich ging es gut, aber sie haben nichts entdeckt. Dann ... dann suchte sie den See ab und stöberte im Wasser,

während er am Ufer nachforschte. Und dann kam das Beben – alles ging so schnell – sie wurde vom Strudel erfasst und ist bisher nicht mehr aufgetaucht“.

„Du hast sie dazu bewegt, hinunter zu gehen und nach dem Schwert zu suchen. Ich habe euch vor der Wiederkehr des Bebens gewarnt. Du hast nicht darauf gehört. Deine Gier nach dem Schwert war größer. Die Götter haben dies bestraft. Du bist Schuld am Tod meiner Schwester Manauia...“, klagte ihn Manuel an.

Juan knickte förmlich zusammen. Sein Gesicht wurde aschfahl. Er stammelte unzusammenhängend irgendetwas, das wie eine Entschuldigung klang.

„Lüge nicht“, donnerte der Grüne – „ich habe den Beginn eures Gesprächs noch vernommen, bevor mich die Müdigkeit überwältigte, oh, wäre ich doch nur wach geblieben. Du hast sie aufgefordert, sich auf die Suche zu machen – du hast sie in den Tod geschickt ...“

Nach diesem vernichtenden Urteil schwiegen alle. Was hätten wir auch sagen sollen? Manuel hatte mir aus der Seele gesprochen und wohl auch die Meinung der Gefährten ausgedrückt.

Hinter uns ertönte ein gurgelnder Laut. Zolin war zurückgekehrt. Mit irrem Blick eilte er auf Juan zu, und schrie mit überschlagender Stimme „du musst sterben – augenblicklich. Du hast meine Herrin gemordet! Ohne dein Zutun wäre sie noch unter uns ...“ Dabei riß er dem überraschten Miguel, der ihm am nächsten stand, das Messer aus dem Gürtel und drang mit großer Wucht auf Juan ein.

Fast gleichzeitig stürzten sich Bob und ich auf die beiden. Es bedurfte auch unserer vereinten Kraft, den tobenden Indio von Juan zu trennen. Zweifellos hätte er Jimenez niedergestochen, denn dieser tat nichts um Zolin abzuwehren.

„Ich hätte ihn gewähren lassen – er hat nur versucht, das Gesetz zu vollziehen. Zum ersten Mal bin ich nicht eurer Meinung. Ihr habt einen Fehler gemacht, Bob und Rolf“, meinte Manuel ernst. Dann sprach er mit leiser Stimme längere Zeit auf Zolin ein. Als wir ihn losließen, wandte er sich ab. Seine hasserfüllten Blicke auf Juan, an die er uns auch mit einschloß, zeigten, dass die Sache aber damit keineswegs ausgestanden war. –

Wir blieben noch eine Nacht auf der Schulter. Am nächsten Morgen stiegen wir zum ehemaligen See ab, fanden aber weder von Manauia noch vom Schwert irgendwelche Spuren.

Unweit vom Loch im See errichteten wir eine kleine Steinpyramide. Als dies getan war, meinte Bob: „Rolf, du warst ein enger Vertrauter von Manauia. Willst du nicht etwas zum Abschied sagen?“

Ich glaube, ich habe damals die richtigen Worte gefunden. Ich habe von der Zuneigung Manauias zu Juan gesprochen, die letztlich unerwidert geblieben war. Denn sonst hätte er sie niemals dazu bewegt, sich der Gefahr im Tal auszusetzen. Ich vermied es, Juan abermals anzuklagen. Was geschehen war, war das Gegenteil einer Win-Win-Situation. Alle haben verloren. Manauia ihr Leben, Juan das Schwert und Manauia.

Mit Juan, der mit an der Grabpyramide stand, war eine enorme Veränderung vor sich gegangen. Er ging gebückt und schien körperlich zu verfallen. Sein Blick war abwesend und nach innen gerichtet. Nach meiner Rede reichte er mir stumm die Hand. Einen Augenblick überlegte ich, ob ich sie ergreifen sollte. Dann aber tat ich es. Er tat mir leid. Mir schien, er bereute seine Tat.

Manuel achtete darauf, Juan und Zolin möglichst zu trennen. Miguel war mit Zolin auf die Jagd gegangen. Sie schossen einige Vögel, die wir zubereiteten. Bobs Notpaket enthielt neben anderen Utensilien ein wasserdichtes Feuerzeug, das schon des öfteren wertvolle Dienste geleistet hatte.

22 Der tanzende Tod

Unsere Expedition war gescheitert und neigte sich dem Ende zu. Bevor wir aber das Unglückstal verließen, beschlossen wir, nochmals zur Casa del Condor aufzusteigen. Der erste Besuch war sehr kurz gewesen – und vielleicht gab es noch Interessantes zu finden. Nach Auffinden des Schwertes hatten wir die Untersuchungen abgebrochen – vielleicht zu voreilig.

Der Zustand von Juan machte mir Sorgen. Er hatte sich in eine Felsnische zurückgezogen, in der er mit geschlossenen Augen teilnahmslos kauerte. Wenn er

sie öffnete, antwortete er nicht auf Fragen und schaute durch sein Gegenüber gewissermaßen hindurch. Aufgrund seiner archäologischen Kenntnisse hätten wir ihn natürlich gerne bei unserer abermaligen Erkundung der Casa del Condor mit dabei gehabt.

Vor unserem Aufbruch untersuchte Manuel Juans Verwundung. Wie er erst kürzlich bei Tarwater wieder unter Beweis gestellt hatte, war seinen medizinischen Fähigkeiten absolut zu vertrauen. Als er uns danach zur Seite nahm, sagte er mit ernster Miene: „Die Heilung der Wunde macht hinreichende Fortschritte, aber seine Apathie beunruhigte mich. Die schrecklichen Beben, die erlittenen Verluste – all das war zu viel für ihn. Er macht sich Vorwürfe über Manuias Tod. Dieses schwere Schuldgefühl kann ihm niemand nehmen. Die Götter haben ihn gestraft, indem sie seinen Lebenswillen nahmen. Gleichgültig, ob er in die Casa mitkommt, seinem Schicksal wird er nicht entrinnen können“.

Wir gingen diesmal zu fünft: Bob, ich, Pierre, Miguel und Juan. Letzteren nahmen wir nicht nur in seiner Eigenschaft als Archäologen mit hinauf, sondern auch um ihn von Zolin zu trennen. Dieser blieb mit dem Rest der Gefährten unten zurück. Auch Manuel zog es vor, diesmal nicht mitzugehen.

Der Aufstieg bereitete Juan trotz seiner Verwundung kaum Schwierigkeiten; vielleicht lenkte ihn die Kletterei auch von seiner Niedergeschlagenheit ab. Da wir den Weg schon ausreichend gut kannten, ging der Aufstieg schneller vonstatten als beim ersten mal.

Der Eindruck, den der Zugang zur Casa auf uns machte, war wieder großartig. Da wir diesmal zur Mittagszeit ankamen, herrschten ganz andere Lichtverhältnisse als damals im Abendsonnenschein. Überraschenderweise waren die beiden Erdbeben, die so schwere Verwüstungen angerichtet hatten, hier nahezu wirkungslos geblieben. Lediglich einige Eistrümmer waren vom Gletscher herabgefallen, ohne uns den Weg zu versperren.

Als wir die Platte am Eingang passierten, durchzuckte mich ein weher Schmerz. Vor nur wenigen Tagen hatte uns hier Manuia noch auf die Petroglyphen aufmerksam gemacht – und jetzt lag sie tief unter Schlamm und Geröll begraben ...

Wir beschlossen, uns zunächst das rechte Gangsystem vorzunehmen, in welches seinerzeit Bob und mit seinem Team vorgedrungen waren. Die linke Grabkammer hinter der Brücke wollten wir uns – gewissermaßen als Höhepunkt – für danach aufheben. Da unser Vorgehen damals recht oberflächlich vonstatten ging, bestand nun durchaus eine Chance auf weitere Entdeckungen.

Aber auch eine eingehendere Untersuchung der rechten Seite lieferte – nichts! Die durch Gänge verbundenen Kammern erwiesen sich als leer. Roullé vermutete, dass es sich um Wohnräume für Grabwächter oder dergleichen handelte. Die Abwesenheit jeglicher Relikte von Gebrauchsgegenständen oder Waffen war seiner Meinung nach ein Indiz dafür, dass die Räume möglicherweise niemals benützt worden waren.

Etwas enttäuscht schlugen wir danach im Vorraum zur Grabkammer unser Nachtlager auf. Das Innere der Casa bot Schutz vor der nächtlichen Kälte, die in dieser Höhe unangenehm war. Das Licht unserer Lampen fiel auf die Brücke, die den Abgrund überspannte, und die beiden Pfeiler davor. Vor ferne war wieder das Gurgeln des Gletscherbaches zu hören, der tief unten vorbeiströmte.

Das Ganze hinterließ einen gespenstischen Eindruck. Die Lampen warfen die Schatten der Männer an die Wände. Juan starrte mit weit offenen Augen auf die Szenerie und murmelte unverständliche Dinge vor sich hin. Ich setzte mich zu ihm und trachtete, ihn zu beruhigen. Doch meine Anteilnahme war vergeblich. Immer wieder stieß er Manuias Namen hervor, gefolgt von Schuldbezeugungen an ihrem Tod.

Ich versuchte Juan abzulenken und zu trösten: „Morgen finden wir vielleicht ein anderes Schwert, was uns über den Verlust des ersten hinweghelfen wird ...“

„Das Schwert, das unglückselige Schwert“, keuchte er, „die Götter werden uns vernichten, da wir es aus dem Grab gestohlen haben – ja, wir sind Huaqueros, nichts anderes. Und dafür werden wir zur Rechenschaft gezogen werden, wie auch José dafür bezahlt hat ...“

Mir lief es kalt über den Rücken. In gewissem Sinn hatte Juan ja nicht unrecht. Und bisher hatte uns die Suche nach dem Schwert der Götter eine Reihe von Fähnissen beschert. Diese Nacht schlief ich schlecht. Ich träumte von Indios, die uns überfielen, und gefangen nahmen. Medizinmänner mit goldenen Masken und

fantastischem Federschmuck tanzen um uns herum und schwangen große Messer, mit denen sie uns opfern wollten.

Schweißgebadet wachte ich auf. Gegen Morgen, im Halbschlaf, kam mir dann das Außergewöhnliche unserer Situation zu Bewusstsein. In nahezu 6000 Meter Höhe, in einer abgelegenen Bergwildnis, unter Gletschereis befanden wir uns in einer Grabkammer, die vor fünf Jahrhunderten von den Inka verlassen worden war. Ein Gefühl der Ehrfurcht kam in mir auf, welches Unbehagen und Ängste verdrängte.

Nach einem kargen Frühstück prüften wir zunächst die Festigkeit der Brücke. Aber auch hier hatte die Inkaarchitektur dem Beben getrotzt. Der Übergang wies keinerlei Risse auf und konnte problemlos überschritten werden.

Als wir dann die eigentliche Grabkammer betraten, stellte sich wieder jenes Ehrfurchts-Gefühl ein, das mich schon heute morgen beim Aufwachen durchflutet hatte. Dazu mischte sich eine Art freudige Erwartung. Bob nickte mir zu – er schien sich in einer ähnlichen Verfassung zu befinden. Mittlerweile kannte ich ihn gut genug, um seinen Gesichtsausdruck auf diese Weise zu deuten.

„Ich fühle wie ihr“, sagte da Manuel feierlich, der uns von der Seite beobachtet hatte. „Wir werden hier etwas finden, etwas, das wir nicht erwartet hatten“.

Und tatsächlich – im Hintergrund der Grabkammer stießen wir auf eine Stele mit reichhaltigen Bilddarstellungen. Neben den geläufigen Tempel- und Opferritualen zeigten sie überraschenderweise Segelboote mit Männern. Interessanterweise erschienen daneben Sonnen, Monde und auch Punkte am Firmament.

„Eine Sternenkarte“, stieß Pierre aufgeregt hervor, und Juan stimmte nach näherer Inspektion zu.

Was wir vor Ort tun konnten, war, die interessanten Bilder der Stele sorgfältig abzuzeichnen. Dies nahm geraume Zeit in Anspruch, und die Batterien unserer Stablampen begannen schon schwächer zu werden, sodass wir machen mussten, wieder ans Tageslicht zu gelangen.

Während Roullé, Miguel, Bob und ich beim Verlassen der Kammer über die Bedeutung der Stele und ihrer Gravuren diskutierten, schwieg Juan, der von der neuen Entdeckung völlig unbeeindruckt zu sein schien.

Ich nahm Juan beiseite. „Möglicherweise sind wir auf einen Hinweis über eine weitere Fundstelle gestoßen. Bobs Zeitung wird die Kosten für eine Fortsetzung der Suche nicht scheuen – und du wirst neue Entdeckungen machen und noch berühmt werden“, versuchte ich ihn positiv zu stimmen. Diesmal antwortete er mir. Und da es seine letzten Worte waren, die er an mich richtete, sind sie mir gut in Erinnerung geblieben:

„Ich nicht mehr, da ich keinen Sinn mehr darin sehe. Alles hat seine Zeit, der Erfolg, das Glück und die Liebe. Aber auch das Unglück, das Versagen und der Tod. Ihr werdet vielleicht das Schwert finden. Wenn nicht, so werdet ihr zumindest den Dingen auf den Grund gehen. Ich bin dann aber nicht mehr dabei ...“

Erst später kam mir der Gedanke, dass diese Äußerung in gewissem Sinn prophetisch war.

Ich versuchte ihn zu überzeugen, wie erwünscht seine weitere Teilnahme sei, merkte aber bald die Zwecklosigkeit meines Unterfangens. Ich empfand Mitleid mit ihm. In seiner Gier nach dem unzerstörbaren Metall hatte er Manuias Liebe schamlos ausgenützt. Aber er hatte sie nicht absichtlich in den Tod getrieben und bezahlte jetzt für seine Schuld.

Während unserer Unterredung hatten die Kameraden die Grabkammer verlassen. Juan folgte ihnen und ich bildete den Schluß der Gruppe.

Die folgenden Ereignisse spielten sich in einer Geschwindigkeit ab, die mit Worten kaum beschreibbar sind. Als Juan den Scheitel der Brücke erreicht hatte, waren die Kameraden bereits an unserem Lagerplatz angekommen und begannen, unsere Ausrüstung zusammenzupacken.

Da löste sich eine Gestalt aus dem Schatten eines der beiden Pfeiler am jenseitigen Brückenende und stürmte auf die Brücke zu. Als ich den Lichtkegel darauf richtete, erkannte ich Zolin. Wie war der hierhergekommen und was wollte er?

Über seine Absicht ließ er uns nicht lange im Unklaren: „Elender, du bist Schuld am Tode Manauias – stirb von meiner Hand“. Mit diesen laut hervorgestoßenen Worten sprang er blitzschnell auf Juan zu.

Der schien zwar für Sekunden vor Schreck erstarrt, machte dann aber einige Schritte zurück und geriet dabei ins Straucheln. Zolin sprang auf ihn zu, sein Messer zum Stoß erhoben. Juan verlor das Gleichgewicht und ruderte mit den Armen wild durch die Luft. Um seinen Sturz zu verhindern, packte er Zolin, der ihn mittlerweile ganz nahe gekommen war, beim Ärmel seines Ponchos und krallte sich daran fest. Durch diesen Zug, der durch den Schwung seines Armes verstärkt wurde, glitt Zolin aus und fiel nach vorne.

Ein schriller Schrei von Zolin, so entsetzlich, dass ich ihn mein Lebtag nicht vergessen werde, und beide kippten über den Rand der Brücke und fielen in die Tiefe. Das vielfältige Echo des Todesschreies war noch nicht verklungen, als der Aufschlag der Körper am Grunde des Schlunds vernehmbar war.

Ich war wie erstarrt stehen geblieben. Obwohl sich die Attacke unmittelbar vor mir abgespielt hatte, war alles viel zu schnell abgelaufen, als dass ich hätte eingreifen können. Jetzt kamen auch die Kameraden herbeigelaufen und ich überschritt vorsichtig die Brücke. Meinen Körper hatte ein heftiges Zittern befallen – heute würde man sagen, dass ich durch die grauenhaften Ereignisse unter Schock gestanden bin.

„Eine harte, aber gerechte Lösung“, meinte Bob. „Juans Schwermut hätte sich so schnell wohl nicht gelegt, vielleicht sogar nie mehr. Besser ein schneller Tod, als in geistiger Umnachtung dahin vegetieren. Miguel nickte und fügte hinzu: „Es war nur Zolins Todesschrei zu hören, Juan ist schweigend in den Abgrund gestürzt. Die Götter mögen ihm gnädig sein ...“

Als wir dann die Casa del Condor verließen, bot sich uns ein makaberes Schauspiel. Schon bei unserem ersten Besuch der Casa hatten wir den kleinen Teich bemerkt, in dem der Wasserfall endete. Hier mündete auch der unter der Brücke fließende Gletscherbach.

Und hier bemerkten wir zwei dunkle Körper, die in der brausenden Gischt auf und abgeworfen wurden.

„Der tanzende Tod“, verkündete Manuel mit ernster Stimme. „Hier ist die Vergangenheit zur Wirklichkeit geworden“. Schaudernd erinnerten wir uns an die Darstellungen am Fries an der Hinterwand der Grabkammer. Damals waren es die Leichen der Geopferten, die im Wasser auf und ab ‚tourten‘. Jetzt handelt es sich um Juan und Zolin, wie durch einen Blick durch den Feldstecher erkennbar war. Im Tode waren beide vereint ...

23 Das Geheimnis der Stele

Nach diesen grausigen Ereignissen stürzten wir uns auf die angefertigten Skizzen und rangen lange um eine Erklärung der Bedeutung. Dabei bestätigte sich die häufig gemachte Erfahrung, dass Experten oft nicht genügend phantasievoll sind, um über den Tellerrand zu blicken. Es war nämlich Bob, der als erster die Hypothese aufstellte, dass das Bild mit den Schiffen und den Himmelskörper eine Reiseanleitung darstellen könnte. Es war ihm bekannt, dass sich polynesischen Navigatoren bei ihren Fahrten von Inseln nach Sternen gerichtet hatten, die sie in bestimmter Weise den Inseln zugeordnet hatten.

Die genaue Interpretation lieferte dann aber doch Pierre Roullé, der – wie sich herausstellte – vor der Archäologie zwei Semester Astronomie studiert hatte und die Sternkarte folgendermaßen deutete: „Diese in einem Kreuz angeordneten Punkte über dem Schiff stellt meines Erachtens das Sternbild des Orions dar. Beim hervorgehobenen obersten Stern handelt es sich um *Alpha Orionis*, auch als Rigel bekannt. Meiner Erinnerung nach liegt er auf ungefähr 10 Grad südlich des Himmelsäquators“. Hastig fuhr er fort: „Rigel steht also bei seiner Kulmination auf etwa 10 Grad südlicher Breite im Zenit. Gehen wir davon aus, dass die Schiffe auf den Pazifischen Ozean segeln, so befindet sich auf etwa 10 Grad die Inselgruppe der *Marquesas*. Dann beschreibt die Stele die Route von Peru zu diesen Inseln. Damit hätten wir erstmals den Beweis, dass zwischen Polynesien und Peru in beiden Richtungen Schiffsverkehr bestanden hat ...“

Wir schwiegen ergriffen. Das würde ja eine sensationelle Entdeckung sondergleichen bedeuten. Zwar hatten wir nicht das Schwert der Götter bergen können. Hingegen wäre nun eine Vermutung bestätigt, welche schon von Thor Heyerdahl aufgestellt, aber von jenem populär gemacht worden war.

„Und vielleicht finden wir dort ein anderes Exemplar des Schwertes“, stachelte Pierre Roullé unsere Entdeckerfreude an. „Ich sehe jetzt auch die Bedeutung der beiden Monde und der zehn Sonnen. Ich nehme an, dass dies zwei Mondmonate und zehn Tage bedeutet – das ist in etwa vergleichbar mit der Reisezeit, die Heyerdahl mit seine *Kon Tiki* für seine Reise mit dem Balsafloß benötigte ...“, schloß Bob unsere Betrachtungen. Unsere Vermutungen waren zwar kühn, aber doch in sich schlüssig. Und sie vermittelten uns Hoffnung auf neue Abenteuer.

*

Es gibt nicht mehr viel zu erzählen. Nach dem Abstieg zur Lagune setzten wir unseren Rückweg nach Pomacochas und zur Ciudad Perdida fort. Dort kam uns Tarwater, der sich inzwischen prächtig erholt hatte, mit einer Krücke humpelnd entgegen. Bald würde er von seinen Chimalli ein Holzbein erhalten.

Vom grausamen Tod seiner Enkelin hatte er bereits erfahren. Zolins verbliebener Begleiter war zu seinem Stamm zurückgekehrt und hatte die traurige Botschaft überbracht. Tarwater, der Manauia sicherlich sehr geliebt hatte, steckte deren Tod überraschend gut weg. Natürlich trauerte er, aber der lange Aufenthalt in der Wildnis hatte ihn hart und fatalistisch gemacht.

Wir kehrten dann mit einem weinenden und einem lachenden Auge nach Lima zurück. Unser Expeditionsziel hatten wir nicht erreicht. Dies war umso ärgerlicher, als wir das Schwert bereits in unseren Besitz gehabt hatten – wenn auch nur kurze Zeit. Auf der Habenseite konnte aber der Fund der Stele mit der sensationellen Gravur verbucht werden. Und wir hatten viel Interessantes gesehen und Gefahren erfolgreich bestanden. Die meisten Erdenbürger machen in ihren ganzen Leben nicht das durch, was wir in nur ein paar Wochen erleben durften.

Die Gefahren und erlittenen Strapazen verblassen ja bekanntlich schnell, die schönen Dinge bleiben eher in der Erinnerung.

Nie vergessen habe ich den tragischen Tod Manauias. Anfänglich habe ich oft mit dem Allmächtigen gehadert, weshalb dieses hoffnungsvolle junge Mädchen jäh so grausam abberufen wurde. Später dann wich das Gefühl der Ungerechtigkeit und machte einem tiefen Gefühl der Erinnerung an einen besonderen Menschen Platz. Die Wege des Schicksals sind verschlungen und unser Verstand reicht nicht aus, deren Sinnhaftigkeit zu begreifen.

In Lima vermieden wir es, zu sehr an die Öffentlichkeit zu gehen. Wir wollten unseren Fehlschlag nicht an die große Glocke hängen. Zudem waren wir es Manuel, Tarwater und dem Andenken Manauias schuldig, die Existenz von Pomacochas nicht publik zu machen. Bobs damaliger Bericht in seiner Zeitung sparte die verlorene Stadt und die Festung mit ihrem unterirdischen Zugang aus. Auch ohne diese Einzelheiten war die Story mit der Schilderung der Erdbeben, der rivalisierenden Gangsterbande und der Casa del Condor mitreißend genug. Unnötig zu betonen, dass Bobs Erzählung keinerlei Ortsangaben über die Grabkammer im Gletscher enthielt, in welcher wir das Schwert aufgefunden hatten.

Bobs Schilderung der aufregenden Ereignisse, verbunden mit dem plötzlichen Verlust des Schwertes faszinierte die Leser seiner Berichte. Sie bombardierten seine Zeitung mit Anrufen und Briefen, in denen eine Fortsetzung der Abenteuer verlangt wurde.

Aber auch ohne diesen Wunsch der Leser seiner Zeitung war Bobs Boss viel zu clever, um das Vorhaben abzuschreiben. Ganz im Gegenteil! Er beschwor uns, so bald wie möglich, zu den pazifischen Inseln aufzubrechen, von denen die Stele erzählte, um die Suche nach dem Schwert dort fortzusetzen.

So lag es in der Natur der Sache, dass wir uns nur wenige Wochen nach unserer Rückkehr zu Callao, der Hafenstadt Limas, wiederfanden, um an Bord eines Schiffes nach Polynesien aufzubrechen. Die <<Fatu Hiva>> war eine schicke Dreißig-Meter-Jacht, die vom Boss zu dem Zweck gechartert worden war, um zu den Marquesas zu bringen.

Über die atemberaubenden Abenteuer, die wir – abseits vom Alltag – auf diesen Südsee-Inseln auf unserer weiteren Suche nach dem Schwert der Götter zu bestehen hatten, werde ich in der folgenden Erzählung berichten. Ihr Titel ist

„Das Geheimnis der Marquesas“.